

URSULA
POZNANSKI

THALANDUS



Hasse



HELIOPOLIS

Magie aus ewigem Sand



MARIE LU

WARCROSS

DAS SPIEL
IST ERÖFFNET



Gläser

Bernsteinstaub



SCHWAB

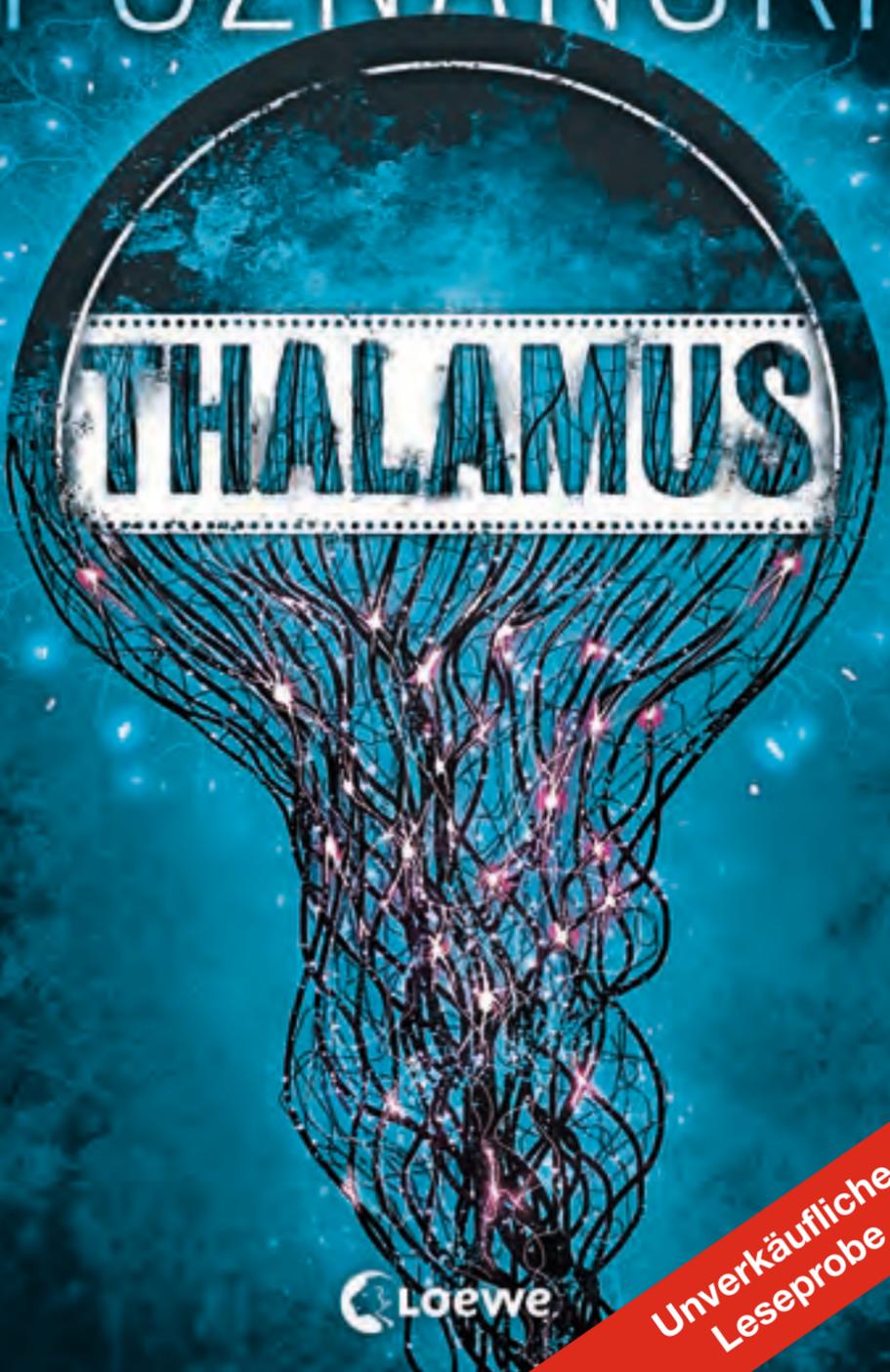
MONSTERS
OF VERITY

DIESES WILDE, WILDE LIED



Die  Loewe XXL-Leseprobe

POZNANSKI



THALAMUS

 Loewe

Unverkäufliche
Leseprobe

Bisher von Ursula Poznanski im Loewe Verlag erschienen:

Erebos

Saeculum

Die Verratenen

Die Verschworenen

Die Vernichteten

Layers

Elanus

Aquila

Thalamus

Ursula Poznanski





ISBN 978-3-7855-8614-3

1. Auflage 2018

© 2018 Loewe Verlag GmbH, Bindlach

Dieses Werk wurde vermittelt durch die

AVA International GmbH Autoren- und Verlagsagentur, München.

www.ava-international.de

Coverillustration und Umschlaggestaltung: Michael Ludwig Dietrich

Redaktion: Susanne Bertels

www.ursula-poznanski.de

www.thalamus-buch.de

www.loewe-verlag.de

1

Noch fünf Kilometer bis zu Hannahs Haus, und der Regen ließ einfach nicht nach. Mit einer hastigen Bewegung wischte Timo die Tropfen vom Visier seines Helms und lenkte den Motorscooter um die nächste Ecke. Gleich würde er auf der Bundesstraße sein, und dort ging es erfahrungsgemäß schneller voran.

Trotzdem war er schon jetzt zu spät dran, und Hannah würde das nicht witzig finden. In den meisten Dingen war sie echt unkompliziert, aber Unpünktlichkeit hasste sie. Und wenn sie sauer war, würde sie sich über den Inhalt des Päckchens, das er ihr mitbrachte, vielleicht gar nicht freuen. War ohnehin zu befürchten, dass Schachtel und Geschenkpapier in dem durchnässten Rucksack auf dem Gepäckträger mittlerweile völlig aufgeweicht waren.

Es war ein tolles Geschenk, fand er, für diese noch tolenen sechs Monate, die sie jetzt zusammen waren. Er war so gespannt auf den Ausdruck in ihrem Gesicht, wenn er es ihr überreichen würde. Auf ihren Blick. Auf ihr Lächeln. Er hatte sich so verdammt viel Mühe gegeben.

Der Regen legte noch einmal an Heftigkeit zu, er prasselte auf die Straße, der Fahrtwind schlug ihm ins Gesicht, seine Jacke war bereits schwer vor Nässe. Mit dem Bus zu fahren wäre doch die bessere Wahl gewesen. Aber der ging eben nur alle heiligen Zeiten, und der Motorroller machte so viel mehr Spaß.

War ja auch nicht mehr weit.

Hinter sich hörte Timo ein Auto herankommen, beschleunigen, im nächsten Moment überholte es ihn. Wasser spritzte in einer hohen Fontäne unter den Reifen hervor. Timo würde eine Dusche brauchen und trockene Sachen, da ging kein Weg dran vorbei. So hatte er sich das nicht vorgestellt.

Und jetzt auch noch das. Ein Traktor mit Anhänger, der im Schneckentempo vor ihm herkroch. Wieder wischte Timo sich das Wasser vom Visier. Schwenkte vorsichtig nach links, um zu sehen, ob die Straße frei war.

Ja. War sie. Keine entgegenkommenden Lichter, und die nächste Kurve war noch weit entfernt.

Er atmete tief durch und gab Gas, zog hinüber auf die Gegenfahrbahn, holte alles aus dem Scooter heraus. Na also, das ging doch. Gleich würde er an dem Traktor vorbei sein, dann lag die Straße frei vor ihm.

Exakt in dem Moment, als Timo auf die rechte Spur zurückwechseln wollte, rutschte das Hinterrad des Motorrollers weg. Timo fühlte, wie er auf den Traktor zufiel, reflexartig verlagerte er sein Gewicht, kämpfte gegen den Sturz an und richtete den Scooter schließlich auf – Wahnsinn, war das knapp gewesen!

Der Rucksack war nicht vom Gepäckträger gefallen, zum

Glück, wie Timo sich mit einem schnellen Griff nach hinten versicherte. Vorsichtig zog er nun endlich an dem Traktor vorbei, immer noch mit wild rasendem Puls – und sah plötzlich ein Hindernis vor sich, einen Wagen, grau wie der Regen und entsetzlich nah.

Das Auto war in die Kreuzung eingefahren, obwohl es keine Vorfahrt hatte, nun bremste es; Timo bremste auch, schlitterte, sah die Scheinwerfer, deren Licht sich auf der nassen Straße spiegelte, begriff, dass er den Zusammenstoß nicht mehr verhindern konnte. Er richtete sich auf seinem Sitz auf, vielleicht konnte er über die Motorhaube des Wagens hechten, vielleicht ...

Sekundenbruchteile vor dem Aufprall verlangsamte sich die Zeit. Der Knall kam wie aus weiter Ferne, der gewaltige Ruck, der Timo aus dem Sattel hob und ihn über das fremde Auto katapultierte, tat nicht weh.

Er flog. Schwebte. Dachte mit Bedauern an die Schachtel in seinem Rucksack. Das Geschenk für Hannah. Das war sicher kaputtgegangen.

Dann kam der Schlag, die Schwärze, das Nichts.

Das Nichts blieb, durchzuckt von gelegentlichen Blitzen, die die Dunkelheit zerrissen und unmittelbar darauf wieder vergessen waren.

Kein Schmerz, keine Gefühle, keine Gedanken, kein Vergehen der Zeit. Aber irgendwann ein Geräusch. Hohes, gleichmäßiges Piepen. Es kam und verschwand wieder. Ein weiteres Auftauchen aus dem Nichts: Stimmen. Eine Berührung. Dann friedliches Zurückfallen in die Leere.

Das nächste Mal, als Timo in Kontakt mit der Welt trat, war es wieder einer Stimme wegen. Sie wirkte vertraut, aber obwohl er es versuchte, verstand er nicht, was sie sagte. Die Worte waren nur Geräusche, ohne Bedeutung. Immerhin waren es wohltuende Geräusche, unter deren Eindruck er langsam wieder wegdriftete.

Irgendwann dann eine Berührung, die ihn tatsächlich erreichte. Ein kräftiges Zupacken, an seinem ... Arm?

Sein Bewusstsein schwebte unschlüssig zwischen Wachen und Vergessen, bis es sich an etwas festhakte. Einer Stimme, die er nicht verlieren wollte, die bleiben musste. Er versuchte, die Augen zu öffnen. Vergebens. Er versuchte, sich zu bewegen, wenigstens ein bisschen – ebenfalls ohne Erfolg.

Er wehrte sich gegen das Nichts, das ihn wieder einzuhüllen drohte, doch er war zu schwach.

Das nächste Mal, als er so etwas wie Bewusstsein erlangte, war es klarer. Er konnte eine feste Matratze im Rücken spüren und hörte wieder das Piepsen, außerdem Schritte und Stimmen. Was sie sagten, verstand er immer noch nicht.

Und – das war neu, aber alles andere als schön – er fühlte Schmerz. In den Beinen, an der Hüfte, im Kopf. Vor allem im Kopf. Dieser Schmerz schien wie in Watte gepackt zu sein. Zum Glück. Andernfalls wäre er unerträglich gewesen.

Erstmals versuchte er jetzt, sich zu orientieren. Wo war er? *Wer* war er? Was passierte hier?

Er schaffte es noch immer nicht, die Augen zu öffnen, aber er sah Licht durch seine Lider dringen. Außerdem gelang es ihm, seine rechte Hand zu bewegen. Glaubte er, ganz sicher sein konnte er nicht.

Jeder dieser Versuche war unendlich anstrengend. Er gab auf und schlief sofort wieder ein.

Beim nächsten Erwachen hatte er zum ersten Mal das Gefühl, dass Zeit vergangen war. Dass er geschlafen hatte und nicht einfach nur ausgeknipst gewesen war. Er bewegte seine Finger, ja, keine Frage, er bewegte sie, und nun schlug er auch die Augen auf.

Eine helle Fläche über ihm, Geräte, Lichtquellen. Er kannte diese Dinge, er hatte sie alle schon einmal gesehen, aber ihm fielen die Worte dafür nicht ein. Ihm fielen überhaupt keine Worte ein, nicht einmal sein Name. Etwas sirrte hinter seinen Schläfen.

Dann war jemand neben ihm, leuchtete ihm in die Augen, verzog das Gesicht, sagte etwas. Wieder Worte ohne Bedeutung.

Das Licht schmerzte im Kopf. Er schloss die Augen.

Timo.

Der Laut wiederholte sich, in unterschiedlichen Stimmfarben. Er war vertraut, oft gehört. Allmählich wurde auch klar, was damit gemeint war, oder wer, genauer gesagt.

Timo, das war er selbst. Das, was in diesem Körper steckte, der sich nicht bewegen ließ. Oder doch?

Langsam hob er die Lider, das Licht brannte in seinen Augen. Und da war noch etwas. Jemand.

Als hätte die Erinnerung an seinen Namen in Timos Kopf einen Schalter umgelegt, formten sich plötzlich Worte für das, was er sah.

Mann. Brille. Mantel. Grün.

Arzt.

»Timo«, sagte der Mann, und dann noch ein paar Dinge. Zu viel, zu schnell.

Der Mann ging, an seiner Stelle kam eine ... eine Frau, die lächelte und Timos Hand nahm. Sie drückte sie, er drückte zurück. Glaubte er.

Dann ein Riss in der Wahrnehmung, ein Riss in der Zeit. Als er das nächste Mal nach oben blickte, war es Mama, die seine Hand hielt. Sie beugte sich zu ihm hinunter, küsste ihn, etwas Nasses tropfte auf sein Gesicht.

Dann Papa. Sagte etwas, aber die Worte waren wieder aus Timos Welt verschwunden. Er fühlte, wie sein Bewusstsein wegdriftete.

Untertauchen. Auftauchen. Jemand bewegte seine Beine, erst das rechte, dann das linke. Etwas stach in seinen Handrücken.

Wieder Mama. »So froh«, sagte sie. Er drückte ihre Hand, diesmal war er sicher, dass er das tat.

Die Zeit verhielt sich nach wie vor merkwürdig. Sie floss nicht, sondern sprang, ließ ihn in Phasen der Dunkelheit stürzen, ohne dass er abschätzen konnte, ob sie Sekunden oder Tage dauerten. Spuckte ihn dann wieder ans Licht, wo er versuchte, sein Bewusstsein an irgendetwas festzuhaken. Den Schläuchen, die in seinem Körper steckten. Dem Piepsen der Maschinen, sogar dem dumpfen Schmerz in seinem Kopf.

Aber es gelang ihm nicht auf Dauer, nach einiger Zeit war es jedes Mal so, als würde er zurückgesogen in ein schwarzes Loch, in dem nichts existierte, nicht einmal er selbst.

2

Den ersten wachen Augenblick, an den Timo sich später wirklich erinnern sollte, durchlebte er an dem Abend, als es Kürbisbrei mit Kartoffeln gab. Man hatte das Kopfteil von Timos Bett aufgerichtet. Ein junger Pfleger saß mit dem gefüllten Teller neben ihm und versuchte, ihn zu füttern.

Es klappte. Timo kaute, schluckte und hörte, wie der Pfleger ihn für jeden Bissen lobte. »Guter Junge. Toll machst du das. Ganz toll!«

Als würde er mit einem Hund reden, aber das störte Timo nicht, denn er verstand jedes Wort. Sein Blick klebte förmlich an dem Pfleger, und er wünschte sich, dass die Bewusstlosigkeit ihn nicht gleich wieder einfangen würde.

»Noch ein Löffel. Sehr gut. Und noch einer.«

Timo aß und lauschte. Mit jedem Wort gewann die Welt ein Stück ihrer Bedeutung zurück.

Ein paar Tage später konnte er bereits Gesprächen folgen, die neben seinem Bett geführt wurden. Seine Eltern waren hier, und einer der Ärzte, ein gewisser Dr. Schmiedeberg,

erklärte ihnen, Timo würde morgen auf die Normalstation verlegt werden. »Er macht unglaublich rasante Fortschritte. Wenn man sich überlegt, dass wir vor drei Wochen nicht damit rechnen durften, dass er überhaupt wieder aufwacht ... es hat nicht gut ausgesehen, das wissen Sie ja.«

Vor drei Wochen. So lange lag er also schon hier.

»Wie wird es jetzt weitergehen?«, hörte er seine Mutter sagen. »Wird er ... also, wird er wieder gesund? Ganz gesund?«

»Ich will Ihnen keine Versprechungen machen.« Timo blieb kurz an dem Wort *Versprechungen* hängen. Was war das? Ach ja.

»Aber wenn Ihr Sohn sich weiter so gut erholt, hat er reelle Chancen, später ein normales Leben führen zu können.«

Was sollte das denn heißen? Natürlich würde er ein normales Leben führen, was für eines denn sonst? Timo öffnete den Mund, wollte dem Arzt erklären, wie er das sah, doch die Worte ließen ihn immer noch im Stich, gewissermaßen. Er verstand sie zwar jetzt, doch er wusste nicht mehr, wie man sie produzierte.

Das Gespräch war ohnehin längst weitergegangen.

»... zur Rehabilitation in eine spezielle Einrichtung überweisen«, sagte der Arzt gerade. »Dort ist man auf Fälle wie den von Timo spezialisiert, die Kollegen erzielen hervorragende Ergebnisse, besonders bei Jugendlichen.«

»Ja, Professor Kleist hat uns schon davon erzählt«, sagte Papa zögernd. »Es ist nur eben sehr weit weg ...«

Mamas blasses Gesicht tauchte über Timo auf, sie beugte

sich zu ihm hinunter, drückte ihm einen vorsichtigen Kuss auf die Stirn. »Bis morgen, mein Schatz.«

Er blinzelte ihr zu, sie lächelte, küsste ihn noch einmal, streichelte seinen Arm. »Es wird alles wieder gut«, sagte sie. »Alles.«

Dann gingen sie nach draußen. »Ich gebe Ihnen Informationsbroschüren mit«, hörte Timo Dr. Schmiedeberg noch sagen. »Der Markwaldhof hat einen großartigen Ruf, und ich bin sicher, Timo würde sich dort wohlfühlen.«

Von wegen. Er wollte in kein Rehabilitationszentrum, er wollte nach Hause, er würde auch so klarkommen. Der Arzt hatte doch selbst gesagt, dass er sich gut erholte. Auch wenn er jetzt schon wieder entsetzlich müde war und keinen Gedanken festhalten konnte.

Ein Bild tauchte auf und verschwand wieder. Augen. Grüne Augen, umrahmt von langen, geschwungenen Wimpern. Dann Dunkelheit.

Als er wieder wach wurde, hatte die Umgebung sich verändert. Kein Piepsen mehr, keine eiligen Schritte, auch das allgegenwärtige rhythmische Zischen, ein Geräusch wie von einem schwer atmenden Riesen – fort.

Stattdessen Ruhe. Cremefarbene Wände, Bilder von grünen Hügeln und gelben Blumen. Sehr vorsichtig drehte Timo den Kopf zur Seite, das hatte er bei jedem bisherigen Versuch mit furchtbaren Schmerzen bezahlt.

Diesmal hielten sie sich in Grenzen. Schwindelig wurde ihm allerdings, und zwar sehr, obwohl er doch flach auf dem Bett lag. Er atmete tief gegen die aufsteigende Übelkeit an.

Außer seinem eigenen stand nur ein weiteres Bett im Zimmer. Der Patient, der dort lag, war deutlich älter als Timo – schätzungsweise so alt wie sein Vater. Er hatte die Augen geschlossen und bewegte sich nicht, Schläuche führten zu den Zugängen in den Venen, an einem Infusionsständer hing ein halb voller Beutel mit einer glasklaren Flüssigkeit.

Normalstation, der Begriff formte sich in Timos Kopf. Das hatte jemand gesagt, er wusste bloß nicht mehr, wer es gewesen war. War das hier die Normalstation?

Die Tür öffnete sich, eine Krankenschwester kam herein. Sie lächelte ihm zu. »Na? Du bist ja wach, das ist schön. Lass mal sehen, was dein Tropf macht, und dann messen wir Fieber.« Sie klopfte sanft gegen den Beutel, der auch über Timos Bett hing, drehte ein wenig am Regler und schob dann ein Thermometer unter Timos Achsel. »In fünf Minuten bin ich wieder da«, kündigte sie an und wandte sich zur Tür.

Okay, wollte Timo sagen, aber erst kam gar nichts aus seinem Mund und dann, als die Schwester schon draußen war, ein lang gezogener Laut, der einfach nur schrecklich klang. Wie der eines Tieres.

Der Mann im Nebenbett hatte sich nicht gerührt, also versuchte Timo es noch einmal. Leiser. Er dachte an das Wort *Okay*, konzentrierte sich darauf. Dann sagte er es, oder meinte jedenfalls, das würde er, aber es war wieder nur ein Geräusch, als hätte er Schmerzen.

Die Erkenntnis sickerte langsam in Timos Bewusstsein ein, und ihm wurde innerlich kalt. Etwas war kaputtgegangen, die Verbindung zwischen seinen Gedanken und der Fähigkeit, sie auszudrücken, existierte nicht mehr.

Aber das würde er wieder lernen können, oder? Wenn er trainierte, als wäre Sprechen ein Sport, dann würde es eines Tages doch wieder funktionieren?

Er versuchte es noch einmal. Mit etwas ganz Einfachem, seinem Namen nämlich. Timo. Ti-mo.

»Daaaaaauuuu-«

Entsetzt brach er ab. Er klang wie der Junge, der ein paar Straßen weiter wohnte und den seine Eltern oft im Rollstuhl in den Park schoben. Seine dünnen Arme waren immer angewinkelt, sein Kopf lag auf der linken Schulter, als wäre er zu schwer für den Hals. Und wenn er zu sprechen versuchte, hörte er sich an wie Timo jetzt eben.

Das durfte nicht sein. Durfte nicht. Jemand musste ihm helfen, so schnell wie möglich.

In dieser Nacht träumte Timo von den dunkelgrünen Augen, und diesmal wurden sie von einem Gesicht umrahmt, das er gut kannte und das ein Gefühl reinen Glücks in ihm weckte. Alles war gut. Sie war da, sie waren zusammen. Er nahm sie in die Arme, drückte sie fest an sich. Was hatte er sie vermisst.

Dann zog sie ihn mit sich, einen Hügel hinunter, auf dem gelbe Blumen wuchsen. Einmal stolperte er, und etwas stach ihn in den Arm – ein Ast oder etwas Ähnliches, doch das war egal. Er und sie fanden einen Platz an einem Bach, wo sie sich ins Gras legten und in den Himmel schauten ...

»Ach du liebe Zeit, wie ist denn das passiert? Wie kann das überhaupt sein? Regine? Walter? Kommt ihr bitte schnell!«

Jemand packte ihn an der Schulter, und Timo schlug die Augen auf. Eine der Krankenschwestern kniete neben ihm. Und er lag nicht im Bett, sondern ... auf dem Boden. In der Ecke direkt neben der Tür.

»Er hat sich den Zugang rausgerissen, und er muss irgendwie vom Bett bis hierher gelangt sein. Ist mir ein Rätsel, er ist doch kaum kräftig genug, um einen Arm zu heben.«

Zwei weitere Gestalten tauchten auf, eine weiblich, die andere männlich, und griffen nach ihm. »Kannst du aufstehen?«

Konnte er nicht, ebenso wenig wie antworten. Mit Mühe schaffte er es, ein Bein anzuwinkeln, aber an eigenständiges Gehen war nicht zu denken.

»Los, tragen wir ihn zurück. Regine, holst du Schmiedeberg oder Kleist?«

Sie hoben ihn hoch, jemand stützte seinen Kopf, der jetzt zu schmerzen begann. Scharfes Pochen, vom Nacken bis zu den Schläfen.

»Was du für Sachen machst.« Der Pfleger mit dem hellbraunen Pferdeschwanz streckte Timos rechten Arm aus, suchte eine Vene und legte einen neuen Zugang, an den er die Infusion hängte. »Steckt mehr in dir, als wir alle gedacht haben.« Er grinste. »Aber das ist ein gutes Zeichen. Nur zieh die Show nicht gleich noch mal ab, okay?«

Selbst wenn Timo gewollt hätte, wäre er dazu nicht imstande gewesen. Es war ihm selbst ein Rätsel, wie er die Strecke bis zur Tür zurückgelegt hatte. Vielleicht war er es ja gar nicht selbst gewesen, sondern jemand hatte ihn getragen?

Nein. Totaler Quatsch. Vom Personal würde das keiner tun, und von den Patienten war hier niemand dazu fähig.

Plötzlich hatte er die tiefgrünen Augen wieder vor sich, die Augen des Mädchens, dessen Namen er nicht mehr wusste. Wahrscheinlich gab es sie gar nicht, er hatte sie im Traum erfunden, aber sein Gefühl, das war echt gewesen.

War es immer noch. Da steckte so viel Sehnsucht in seinem kaputten Körper; die konnte nur daher kommen, dass es das Mädchen wirklich gab und sie sich kannten. Vielleicht sogar gut.

Bloß konnte er niemanden fragen, weder nach ihr noch nach all dem anderen Zeug, das er nicht mehr wusste. Warum er überhaupt hier war, zum Beispiel. Was passiert war. Das konnte keine Kleinigkeit gewesen sein, wenn man sich seinen Zustand vor Augen führte.

Aber niemand kam auf die Idee, ihm einfach zu sagen, was Sache war. Sie behandelten ihn, als wäre er überhaupt nicht anwesend, redeten über ihn, während sie an seinem Bett standen, aber *mit* ihm sprachen sie nur dann, wenn sie ihn begrüßten oder sich verabschiedeten.

Wenn das so blieb, dann ...

Die Tür wurde geöffnet, Schritte näherten sich. »Hallo, Timo.« Ein groß gewachsener Mann zog sich einen der Besucherstühle heran und setzte sich. Das Gesicht kam Timo vage bekannt vor. Hager, mit Brille über der schmalen Nase. Dunkles Haar mit grauen Einsprengseln. Und der weiße Mantel plus Stethoskop – ganz klar ein Arzt.

Sieh an, auf manche seiner Eindrücke konnte Timo sich offenbar noch verlassen.

»Ich habe gehört, du hast vergangene Nacht einen Spaziergang gemacht.« Der Arzt beugte sich über Timo, betrachtete ihn aufmerksam. »Da hast du uns eine ziemliche Überraschung beschert, damit hätte niemand gerechnet.« Er wartete, als ob Timo etwas darauf hätte erwidern können. Aber der hatte die Neandertalergeräusche, die er letztes von sich gegeben hatte, noch zu gut in Erinnerung, als dass er schon wieder einen neuen Versuch mit dem Sprechen wagen wollte.

»Ich wüsste zu gerne, wie du das geschafft hast.« An der Manteltasche des Arztkittels klemmte ein kleines Schild, vermutlich ein Namensschild. Timo versuchte, es zu entfernen, aber die Buchstaben hätten ebenso gut chinesische Schriftzeichen sein können.

Lesen war also auch verloren gegangen.

»Du kannst es mir nicht erzählen, ich weiß«, fuhr der Arzt fort. »Aber – kannst du dich selbst noch daran erinnern?«

Langsam bewegte Timo den Kopf ein Stück nach rechts, dann nach links. Es waren nur Zentimeter, doch seine Botschaft war angekommen.

»Also nicht. Okay. Kannst du dich an mich erinnern?«

Ein wenig. Das Gesicht des Arztes war eines von vielen, die immer wieder aufgetaucht und verschwunden, die im Lauf der zeitlosen Phase miteinander verschmolzen waren.

Er wiederholte seine reduzierte Version eines Kopfschüttelns.

»Das macht nichts«, sagte der Arzt munter. »Ich bin Professor Kleist, Andreas Kleist. Ich war einer der Chirurgen, die dich operiert haben.«

Operiert. Das war eine neue Information.

»Wir mussten deine Schädeldecke öffnen, weil du nach dem Unfall eine starke Hirnschwellung hattest und der Druck schlimmere Schäden hätte nach sich ziehen können. Danach haben wir dich in ein künstliches Koma versetzt, damit dein Körper sich ganz auf die Heilung konzentrieren kann. Und vor einer Woche haben wir dich dann langsam aufgeweckt.«

Gerade eben hatte Timo sich noch Information gewünscht, jetzt fühlte er sich fast davon erschlagen. Sie hatten ihm die Schädeldecke geöffnet. Oh Gott. War die mittlerweile wieder geschlossen?

»Du hast das Bewusstsein zurückerlangt, das ist das Wichtigste.« Kleist sah Timo eindringlich an. »Wir waren nicht sicher, ob es so sein würde. Ich hatte schon Fälle, da haben geringere Verletzungen in einem Wachkoma geendet. Aber du ... du wirst dich wieder erholen, und wir sind alle sehr froh darüber.« Er drückte kurz Timos Arm, dann stand er auf und ging.

Timo dämmerte langsam weg, aber immerhin war ihm das bewusst. Es war gut, es half ihm, gesund zu werden. Wenn er das nächste Mal aufwachte, ging es ihm vielleicht noch etwas besser.

An der Schwelle vom Wachen zum Schlafen erwartete ihn bereits das Mädchen mit den dunkelgrünen Augen, streichelte sein Gesicht und lachte.

Plötzlich war ihr Name da: Hannah. Er erinnerte sich an Hannah, sie war seine Freundin, und sie besuchte ihn im Krankenhaus, natürlich tat sie das.

Timo wurde innerlich ganz leicht, und das Gefühl blieb, auch als er wieder aufwachte.

Ihm war bewusst, dass er sie nicht wirklich gesehen hatte, aber das war egal. Er konnte sich an sie erinnern. Sie war real, auch wenn ihr Besuch bei ihm es nicht gewesen war. Das war okay, sie sollte ihn so nicht sehen.

Erst wenn er wieder er selbst war.

Als seine Eltern am nächsten Tag mit Professor Kleist in sein Zimmer kamen und vorsichtig die Sprache auf das Thema Markwaldhof brachten, blinzelte Timo so lange, bis sie irritiert innehielten. Dann neigte er den Kopf und hob ihn wieder, hoffte, dass sie begriffen.

Er wollte schnell wieder auf den Beinen sein. Wenn dazu ein Aufenthalt in einem Rehabilitationszentrum nötig war, dann war er dazu bereit.

Doch es dauerte noch zwei Wochen, bis das Krankenhaus grünes Licht für eine Überstellung gab. Die Fahrt war weit und belastend, Timos Allgemeinzustand noch nicht so stabil, dass man sie ihm zumuten wollte.

Er hätte gern widersprochen, aber reden klappte weiterhin nicht, damit entfiel auch die Möglichkeit, seine Eltern nach Hannah zu fragen. Mit etwas Mühe hätte er sicherlich ihren Namen tippen können, wenn man ihm ein Notebook oder Tablet gegeben hätte, aber niemand kam auch nur im Entferntesten auf diese Idee. War wahrscheinlich schädlich für sein demoliertes Hirn. Und selbst danach fragen ... ja eben. Da schloss sich der verdammte Kreis.

Immerhin bekam er auch hier schon täglich Therapien,

man bewegte seine Arme und Beine, ermunterte ihn dazu, das mit dem Essen selbst zu versuchen, und ein paar Minuten pro Tag durfte er sitzen, statt zu liegen. Dabei wurde ihm immer noch schnell schwindelig, aber er war fest entschlossen, es jedes Mal ein wenig länger auszuhalten.

Mit jedem Tag, der verging, wurde Timo unzufriedener. Er konnte denken, er verstand, was um ihn herum passierte – gut, seine Erinnerung funktionierte nicht zuverlässig, aber das würde noch werden. Dagegen machte er kaum Fortschritte, was seinen Körper betraf. Sosehr er sich bemühte, die Kontrolle über seine Arme, Beine, Hände und vor allem die Sprache zurückzugewinnen; nichts davon gehorchte ihm so, wie er es gewohnt gewesen war.

Am schlimmsten war die Sache mit dem Sprechen. Hannah ging ihm nicht aus dem Kopf, aber seine Eltern erwähnten sie nicht, und sie tauchte auch nicht auf. Manchmal zweifelte er daran, dass sie wirklich existierte, und das waren die quälendsten Momente. Es war ja auch möglich, dass er sie nur erträumt hatte, und sein kaputtes Gehirn gaukelte ihm nun vor, dass es sie gab.

Keine Chance, das Gegenteil zu beweisen.

Nicht mal fluchen klappte, das tat Timo dafür ausgiebig in Gedanken. Zum Beispiel als ihm beim fünften Versuch wieder die Schnabeltasse aus den Händen rutschte, bevor er sie zum Mund führen konnte. Eine Plastiktasse, wie man sie Kleinkindern gab. Die gingen allerdings geschickter damit um. Beim sechsten Mal versuchte Timo es mit mehr Schwung, traf aber nur sein Kinn, dann fiel das Gefäß wieder auf den Boden.

Die Ergotherapeutin, eine freundliche Frau mit grau-blondem Pagenschnitt, hob sie geduldig auf. »Du machst das sehr gut«, sagte sie lächelnd, woraufhin Timo das Ding am liebsten an die Wand geschmissen hätte. Nicht, dass er dazu fähig gewesen wäre, aber allein die Vorstellung tat gut.

Irgendwann, nach einer Viertelstunde, schaffte er es, die Tasse zum Mund zu führen und ein paar Schlucke des mittlerweile kalt gewordenen Tees zu trinken. Danach war er erschöpft. Die Therapeutin half ihm dabei, sich wieder auf dem Bett auszustrecken, lobte ihn noch einmal und ging.

Timo lag da und starrte das Bild an der gegenüberliegenden Wand an. Grüne Hügel mit gelben Blumen, die waren auch in seinen Träumen gewesen. Vielleicht war es ja auch nur irgendein Bild von irgendeinem Mädchen gewesen, das in seinem Gedächtnis hängen geblieben war und ein Eigenleben entwickelt hatte.

Obwohl er wusste, dass er es bereuen würde, versuchte er, ihren Namen auszusprechen. Hannah. Es wurde nichts weiter daraus als ein lang gezogenes, schwankendes Aaaaa. Beschämt schloss er den Mund und kämpfte gegen aufsteigende Tränen an. Vielleicht war es besser, wenn Hannah nicht existierte.

Zwei Tage später wurde Timo in den Markwaldhof überstellt.

3

Ein mehrflügeliges Gebäude, das wirkte wie ein altes Herrenhaus. Elfenbeinweißer Verputz, eine von Pappeln gesäumte Zufahrt und rundum ... nichts. Nur sanfte, bewaldete Hügel und insgesamt ziemlich viel Natur.

Timos Eltern waren dem Krankentransport mit ihrem eigenen Wagen gefolgt, sie hatten sich dafür extra den ganzen Tag freigenommen. Sein Vater schob den Rollstuhl zum Aufzug und dann in das Zimmer, das man Timo zugewiesen hatte. 404.

Beim Hineinrollen erlebte er eine Art Déjà-vu, als er einen Blick in das Bett neben seinem warf. Wieder jemand, der nicht einmal den Kopf drehte, wenn die Tür sich öffnete, sondern nur teilnahmslos ins Nichts starrte.

Dieser Mitbewohner war allerdings jünger als der im Krankenhaus; er war ungefähr in Timos Alter, aber ein ganzes Stück schwerer gebaut. Blonde, unordentliche Locken, an der rechten Kopfseite abrasiert, dort schlängelte sich eine lange, dicke Narbe vom Scheitel bis zum Ohr.

Wieder jemand, der nur noch aus Körper bestand, einge-

sperrt in sich selbst, ohne Kontakt zur Umwelt. Aber vielleicht war es ja ganz gut so. Ein Zimmernachbar in besserem Zustand hätte sich wahrscheinlich unterhalten wollen, und das ... ging ja nicht.

Noch nicht, sagte Timo sich verbissen. Noch.

»Denkst du, du wirst dich hier wohlfühlen, mein Schatz?« Mama war sichtlich den Tränen nahe, versuchte aber ihr Bestes, das zu verbergen. »Wir kommen dich so oft wie möglich besuchen. Vielleicht nicht immer alle beide, aber einer schafft es sicher jedes Wochenende. Und wenn es dir ein bisschen besser geht, bringen wir Lara und Benny mit, ja?«

Timo hob und senkte das Kinn. Ja. Er hatte seine jüngeren Geschwister seit dem Unfall nicht mehr gesehen, seine Eltern wollten die beiden nicht verstören. Obwohl sie elf und dreizehn waren, aber okay. Timo hatte sich letztens im Spiegel betrachtet, die Entscheidung war schon in Ordnung gewesen.

Nicht viel später war er alleine im Zimmer. Na gut, nicht wirklich alleine, aber der Typ im Nebenbett sah und hörte nichts. Timo hatte ihm einen seiner Urlaute entgegengebellt, und die Reaktion war gleich null gewesen.

Er betrachtete seine Hände, die wie leblos neben ihm auf dem Bett lagen. Hob langsam die linke, das ging, Finger krümmen klappte auch, aber den dreieckigen Haltegriff über seinem Kopf greifen – Fehlanzeige.

Entmutigt ließ er den Arm zurücksinken. Kein Trost, dass es ihm besser ging als dem Zombie im Bett neben ihm. Der lag bei der Tür, Timo näher am Fenster, was nett war. Er

konnte ein paar Äste sehen, die sich im Wind bewegten, Wolken und ein Stück blauen Himmel.

Theoretisch gab es auch einen Fernseher im Zimmer, aber die Fernbedienung würde er ohnehin nicht halten können. Geschweige denn die richtigen Tasten treffen.

Die Tür ging auf, und eine groß gewachsene Frau mit dunklem, kurzem Haar kam herein. »Hallo, Timo. Ich bin Renate, Renate Zieler. Ich bin deine Physiotherapeutin.« Sie nahm seine Hand und drückte sie. Wartete, bis er zurückdrückte, dann lächelte sie ihn an. »Wir werden morgen mit der Therapie beginnen, aber was hältst du davon, wenn du heute schon ein wenig aus dem Bett kommst? Du könntest zumindest aus dem Fenster sehen.«

Die Idee war verlockend, Timo wollte vorsichtig nicken, aber Renate wartete seine Antwort gar nicht ab. »Dann machen wir das. Ich bin gleich wieder da.«

Sie verschwand und kam Minuten später mit einem Rollstuhl zurück. »So. Dann lass uns loslegen.«

Die Frau war erstaunlich kräftig, außerdem saß jeder ihrer Handgriffe. Sie hatte Timo schneller in den Rollstuhl bugsiert, als die Pfleger im Krankenhaus das am Morgen zu zweit geschafft hatten.

»Ich stelle dich hierhin, ist das in Ordnung? Da kannst du in den Park schauen, dort wirst du bald auch spazieren gehen können, wenn unsere Arbeit so läuft, wie ich mir das vorstelle.« Sie legte ihm ein kleines Kästchen mit einem großen roten Knopf in den Schoß. »Wenn du dich wieder hinlegen möchtest, drückst du da drauf. Ansonsten komme ich in einer halben Stunde zurück.«

Sie sah ihn an, konnte offenbar in seinem Blick lesen, dass er sie verstanden hatte, nickte zufrieden und ging.

Timo umklammerte das Kästchen mit der Notruftaste. Das ging alles ziemlich ... schnell hier. Bis er es schaffte, auf irgendetwas zu reagieren, war sein Gegenüber schon wieder fort.

Er blickte nach draußen. Der Tag war freundlich, und einige Patienten nutzten ihn für einen Spaziergang im Park. Ein älterer Mann stützte sich schwer auf seinen Rollator, während er auf eine Parkbank zusteuerte. Ein Mädchen, etwa fünfzehn Jahre alt, humpelte am Arm eines Pflegers den Weg entlang. Und dazwischen gab es einige Patienten, denen es deutlich besser ging, die sich ohne Gehhilfen fortbewegten, die sich miteinander unterhielten und lachten. Unwillkürlich fragte Timo sich, ob er selbst je wieder so gesund sein würde.

Er hörte, wie sich hinter ihm die Tür öffnete; war Renate zurück? Saß er denn schon eine halbe Stunde lang hier?

»Hey!« Eine tiefe, ein wenig heisere Stimme. »Da ist ja wirklich ein Neuer.«

In seinem üblichen Zeitlupentempo drehte Timo den Kopf. Im Eingang stand ein Junge, ungefähr so alt wie Timo selbst, aber in viel besserem Zustand. Groß gewachsen, schlaksig, mit braunem Haar, das ihm bis in die Augen fiel. Eigentlich wirkte er nur deshalb wie ein Patient, weil er einen Jogginganzug und eines dieser Plastikarmbänder mit Barcode trug. Erst als er ins Zimmer kam, bemerkte Timo, dass der andere das rechte Bein ein wenig nachzog.

»Wow, dein Hinterkopf sieht aus wie frisch gepflügt«, stell-

te er fest. »Lass mich raten: Schädelhirntrauma mit Hirn-
ödem? Und sie haben dir die Schädeldecke aufgeklappt?«

Selbst wenn Timo fit genug gewesen wäre zu antworten, hätte er keine vernünftige Auskunft geben können. Er wusste nur die wenigen Fakten, die Professor Kleist erwähnt hatte, aber man hatte ihm ja noch nicht mal gesagt, was ihm überhaupt zugestoßen war.

Der andere stand nun direkt vor ihm. »Wenn meine Vermutung stimmt, dann haben wir etwas gemeinsam.« Er drehte sich um. An einer Stelle seines Hinterkopfs waren die Haare kürzer; dort sah Timo eine rote Narbe durchschimmern.

»Ich bin Carl. Mit C.« Der Junge beugte sich zu ihm und blickte ihm aufmerksam ins Gesicht. »Du verstehst mich, oder? Du siehst jedenfalls nicht so stumpf aus wie ein paar andere hier.« Er deutete zum Nebenbett. »Wie Magnus zum Beispiel. Magnus ist Gemüse, aber immerhin Gemüse mit Hoffnung, heißt es. Es gibt hier auch welche, bei denen ist das Hirn bloß noch Matsch.«

Timo fühlte, wie sein Mund sich zu einem Lächeln verzog. Carls respektlose Art war erfrischend. So viel besser als die Betroffenheit seiner Eltern oder die Sachlichkeit der Ärzte.

»Ah.« Ein ausgestreckter Zeigefinger näherte sich Timos Gesicht. »Sprechen klappt nicht, habe ich recht? Wenn du es versuchst, klingt es, als hätte dir jemand die Zunge amputiert?«

Der Vergleich traf die Sache auf den Punkt. Diesmal hörte Timo sich auflachen, und es klang ganz normal.

»Klasse.« Carl sah zufrieden aus. »Du hast Humor und hältst nicht viel von Selbstmitleid, stimmt's? Dann pass mal auf, ich gebe dir eine Tour durchs Schloss.«

Er drehte Timos Rollstuhl um und steuerte ihn auf die Zimmertür zu. Sekunden später waren sie auf dem Gang, und Carl legte an Tempo zu. Grüßte rechts und links ein paar Leute, bog einmal scharf nach links ab, und sie standen vor einem Aufzug.

Die Kurve hatte Timo schwindelig gemacht, er spürte auch das Pochen sich ankündigender Kopfschmerzen, obwohl er immer noch unter einer beträchtlichen Dosis Schmerzmittel stand. Trotzdem fühlte er sich besser als zu jedem anderen Zeitpunkt seit seinem Aufwachen. Lebendig.

Sie fuhren zwei Stockwerke tiefer, dort schob Carl den Rollstuhl auf einen Seitenausgang zu. In den Park.

Es war ein frühlingswarmer Tag, aber dennoch ließ jeder Windhauch Timo frösteln. Er wusste nicht, wann er das letzte Mal an der frischen Luft gewesen war. Genau genommen hatte er nicht einmal Ahnung, welcher Monat gerade war. April möglicherweise, oder Mai?

Kleine Steinchen knirschten unter den Rädern des Rollstuhls. »Siehst du, hier kriechen oder rollen die Beschädigten herum, wenn das Wetter einigermaßen okay ist. Da drüben«, er streckte einen Arm über Timos Schulter aus und deutete auf einen etwa Dreißigjährigen, der auf Krücken den Weg entlanghumpelte, »das ist Georg. Freeclimber, ziemlich erfolgreich, bis er vor einem halben Jahr abgerutscht ist. Schwere Kopf- und Rückenverletzungen, aber jetzt läuft er schon wieder. Also, fast. Hi, Georg!«

Der Mann, der mit konzentrierter Miene einen Fuß vor den anderen setzte, blickte auf. »Ah. Carl. Du hast ein neues Opfer, wie ich sehe?«

»Jetzt mach ihm doch keine Angst!«, erwiderte Carl genüsslich. »Das ist Timo, so steht es jedenfalls auf seinem Krankenblatt. Verkehrsunfall, SHT. Und er ist ein neuer *Freund*.«

Verkehrsunfall. Timo packte die Armlehnen seines Rollstuhls fester. Kurz hatte ihm das Bild einer nassen Straße und eines Traktors vor Augen gestanden. Konnte ebenso Einbildung wie eine Erinnerung gewesen sein.

»Mit dem Reden und dem Laufen hat Timo es noch nicht so, aber das wird schon. Das kennen wir ja noch von mir, nicht wahr?«

Georg runzelte in gespielmtem Ernst die Stirn. »Wenn du so weitermachst, wird Sporer dich frühzeitig entlassen. Und dann bleibt dir dein Quasimodo-Gang wahrscheinlich für immer.«

»Was?« Carl klang erschüttert. »Du meinst, mit meiner Ballett-Karriere ist es vorbei?«

Beide lachten, dann setzte sich der Rollstuhl wieder in Bewegung.

Timo war mittlerweile wirklich kalt, aber trotzdem genoss er den Spaziergang enorm. Die Rehabilitation am Markwaldhof war vielleicht doch eine gute Idee gewesen, die Atmosphäre war so entspannt, die Leute waren witzig, niemand schien die eigene Tragödie allzu ernst zu nehmen.

Bisher jedenfalls. Ein paar Minuten später schoss ein dunkelhaariges Mädchen auf sie zu, als wollte sie mit ihrem

Rollstuhl den von Timo rammen. Carl versuchte auszuweichen, doch das Mädchen stellte ihr Gefährt blitzschnell quer und versperrte ihnen den Weg.

»Ich will es wiederhaben«, sagte sie gefährlich leise.

»Äh – was?«

Die Dunkelhaarige zog ihre ebenso dunklen Augenbrauen über der sommersprossigen Nase zusammen. »Carl mit C«, sagte sie, »stell dich gefälligst nicht blöd. Ich habe dir mein iPad geliehen, unter der Voraussetzung, dass ich es nach zwei Tagen wieder zurückbekomme. Das war vor vier Tagen und aus blankem Mitleid, aber noch mal passiert mir das nicht.«

Carl trat einen Schritt neben den Rollstuhl und deutete auf Timo. »Wir haben einen Neuzugang im Jugendtrakt, um den muss sich doch jemand kümmern. Das hier ist Timo, der nicht läuft und nicht spricht, aber er versteht uns, denke ich. Timo, das ist Mona, die Fürstin der Finsternis und des Netflix-Abos.«

»Ah. Verstärkung für die Hirnis.« Mona musterte Timo aufmerksam. »Wie lange bist du denn schon hier?«

Er erwiderte ihren Blick. Hatte sie nicht kapiert, dass es mit dem Sprechen bei ihm nicht klappte, oder wollte sie ihn auf die Probe stellen?

»Drei Tage?«, schlug sie vor. »Zwei? Oder bist du heute erst angekommen?«

Er senkte die Lider für eine Sekunde, bevor er sie wieder hob. Mona begriff sofort. »Er ist erst heute aufgenommen worden, Carl mit C, du Arsch. Deine dämlichen Ausreden kannst du bei anderen versuchen – ich will mein iPad zu-

rück. Wenn es in einer Stunde nicht auf meinem Nachttisch liegt, kannst du was erleben.«

Sie drehte den Rollstuhl so, dass der halbe Weg wieder frei war. »Hallo, Timo«, sagte sie dann, ein wenig freundlicher. »Schön, dass du da bist. Also, für dich nicht so, schätze ich, aber für uns andere ist ein bisschen Abwechslung echt nett. Wir sehen uns.« Damit schoss sie davon, erstaunlich schnell.

Carl sah zu Timo hinunter. »Nimm ihr den Ausdruck *Hirnis* nicht übel, für sie ist es schwerer als für andere«, sagte er leise, ganz ohne die Ironie, die er bisher an den Tag gelegt hatte. »Sie war Leistungssportlerin. Turmspringerin, du weißt schon, das sind die, die vom Sprungbrett hüpfen und diese tollen Drehungen in der Luft machen. Bis sie einmal schlecht abgesprungen oder ausgerutscht ist, genau weiß ich es nicht, und mit dem Rücken auf der Turmkante aufgeschlagen hat. Seitdem ...«

Scheiße, dachte Timo.

»Na gut, dann bringe ich dich wieder zurück.« Carl drehte den Rollstuhl herum. »Und das iPad auch. Mona steckt mitten in der zweiten Staffel von *Stranger Things*, da ist es wirklich nicht fair, sie auf Entzug zu setzen.«

Vor Timos Zimmer wartete bereits Renate, mit mühsam unterdrückter Wut im Blick. »Großartig, Carl. Echt großartig. Bist du eigentlich irre geworden? Du kannst nicht einfach jemanden aus seinem Zimmer verschleppen, wenn du keine Ahnung hast, wie sein Zustand ist.«

»Ich kann aber Befunde lesen«, erwiderte Carl ungerührt. »Und nach allem, was auf dem an Timos Bett steht, ist es

sehr unwahrscheinlich, dass ein kleiner Ausflug ihn umbringen könnte.«

Wortlos drängte Renate ihn zur Seite und packte die Griffe von Timos Rollstuhl. »Wir sprechen uns noch«, sagte sie, zu Carl gewandt. »Und jetzt ab. Wird Zeit, dass du entlassen wirst.«

»Ganz deiner Meinung.« Carl kam in Timos Blickfeld und beugte sich zu ihm hinunter. »Bis demnächst. Falls dich nicht vorher die Langeweile umbringt, aber das ist dann Renates Schuld.«

Schnaubend schob die Physiotherapeutin Timo ins Zimmer, an Magnus vorbei und zu seinem eigenen Bett. Ein paar geübte Griffe, und Timo lag flach, die Decke bis zu den Schultern hochgezogen.

»Du bist eiskalt«, murmelte Renate. »Ich würde Carl am liebsten erwürgen, aber ich habe so viel Arbeit in seinen Heilungsprozess gesteckt, da bringe ich das nicht übers Herz.« Sie strich Timo leicht über die Wange. »Den Rufknopf lasse ich dir hier, ja? Gleich bei deiner rechten Hand. Wenn du etwas brauchst, einfach drücken.« Damit ging sie aus dem Zimmer.

Timo schloss die Augen. Er fror tatsächlich, merkte auch, wie müde die kurze Zeit im Park ihn gemacht hatte, außerdem war ihm wieder schwindelig. Trotzdem wäre er sofort wieder mit Carl nach draußen gegangen. Es fühlte sich nach Leben an. Wie ein Schritt in die richtige Richtung.

4

Die Nacht begann früh am Markwaldhof, ähnlich wie es schon im Krankenhaus gewesen war. Um neun wurde das Licht im Zimmer ausgeschaltet, da dämmerte Timo aber sowieso nur noch vor sich hin. Vage bekam er mit, dass sein Blutdruck und seine Temperatur gemessen wurden und ein Arzt, der ihm fremd vorkam, ihm ein paar Dinge sagte, die er sofort wieder vergaß. Danach – Dunkelheit.

Und dann, irgendwann später, ein Ruck. Fast ein Schlag, an der Schulter. Timo öffnete mühsam die Augen.

Licht. Und ... da war jemand. Saß an seiner Bettkante und musterte ihn mit versteinerner Miene.

Blonde Locken, an der rechten Seite abrasiert. Blaue Augen und ein Tattoo am linken Unterarm. Eine Schlange, die sich um die Erdkugel wand.

»Na, bist du wach?«

Er sprach sogar. Magnus sprach, und zwar klar und deutlich. Von wegen Gemüse, Carl hatte sich geirrt, Magnus war in viel besserem Zustand als Timo.

»Hm.« Der blondgelockte Kopf legte sich schief. »Du hörst

mich, nicht wahr? Und verstehst mich auch?« Er hielt einen Moment inne, als horche er in sich hinein. Timo tastete mit seiner rechten Hand nach dem Kästchen mit dem Notfallknopf. Das hier war eine Sensation, Magnus war buchstäblich über Nacht geheilt, das mussten die Ärzte sehen ...

Mit einer blitzartigen Bewegung schnappte sein Bett-nachbar sich das Kästchen. »Ach nein, das lassen wir lieber.« Er lächelte. »Und überhaupt – das kleine Gespräch hier bleibt unter uns, einverstanden? Ich meine, nicht dass du irgendjemandem groß etwas erzählen könntest. Aber wenn sich das ändern sollte – halt die Klappe, Timo. Klar? Ist viel besser für dich.«

Timo öffnete den Mund, konzentrierte sich auf das Wort *warum* und versuchte, es verständlich herauszubringen. Das Ergebnis war kläglich, und Magnus bog sich in lautlosem Lachen.

»Geil! Du sprichst fließend Hirngeschädigt, da kenne ich noch ein paar. Ist es deine dritte Fremdsprache oder deine vierte?«

Timo schluckte, den Blick auf das Kästchen in Magnus' Händen gerichtet. Jemand musste das hier erfahren, auch wenn es offenbar ein ziemlicher Widerling war, der den neurologischen Lottosechser gelandet hatte.

Hatte Magnus bisher ständig simuliert? Ein Koma vorge-täuscht? Ging das überhaupt? Oder hatte sich sein Gehirn wirklich mit einem Schlag regeneriert?

»Also, wir hätten das geklärt, ja? Du stammelst nicht herum, bis irgendjemand kapiert, was du meinen könntest. Ist zwar unwahrscheinlich, aber ich will trotzdem keine häss-

lichen Überraschungen erleben. Ansonsten gibt es für dich auch die eine oder andere Überraschung. Und die wird dann mehr als nur hässlich.«

Damit stand Magnus auf – ein wenig schwankend, wie Timo bemerkte –, schaltete das Licht aus und ging durch die Tür. Mit dem Kästchen.

In diesem Moment begriff Timo, dass er bloß träumte. Das war bei Weitem die wahrscheinlichste Erklärung für das, was eben passiert war. Deshalb verhielt Magnus sich auch so unlogisch – einerseits wollte er keinesfalls, dass Timo jemandem verriet, was er gesehen hatte, andererseits spazierte er ganz unbeschwert aus dem Zimmer. Auf einen Gang hinaus, wo er jederzeit einem Arzt oder einer Krankenschwester im Nachtdienst begegnen konnte.

Timo rückte seine Hand nah an seinen Oberschenkel heran und versuchte, sich zu kneifen. Es tat nicht weh, er hatte einfach keine Kraft in den Fingern, aber er spürte es. Was eigentlich bedeuten musste, dass er wach war. Trotzdem war das Bett neben seinem zweifellos leer. Und das Gerät mit dem Notfallknopf fort.

Es blieb ihm also nichts anderes übrig, als zu warten – Magnus würde zurückkommen, entweder alleine oder in Begleitung einiger glücksstrahlender Ärzte.

Allerdings wurde es immer schwieriger, die Augen offen zu halten. Musste er ja auch nicht, er konnte ebenso mit geschlossenen Augen warten, dunkel war es ohnehin ...

Als er wieder erwachte, war es draußen hell. Ein paar Sekunden lang herrschte völlige Leere in Timos Kopf, dann kehrten die Erinnerungen an die letzte Nacht zurück, sie

waren völlig klar, nicht verschwommen und lückenhaft, wie es Erinnerungen an Träume meist waren.

Langsam drehte er seinen Kopf nach rechts. Da lag Magnus, unbeweglich. Er starrte nicht zur Decke, sondern hatte die Augen geschlossen, seine Brust hob und senkte sich regelmäßig.

Timo wandte den Blick keinen Moment von ihm ab, beobachtete ihn genau. Magnus rührte sich keinen Millimeter. Dann kam eine der Krankenschwestern ins Zimmer und stellte Timos Kopfteil hoch. Als er halb aufrecht im Bett saß, stießen seine Finger unter der Decke an das Kästchen.

Hatte Magnus es zurückgelegt? Oder war es die ganze Zeit über da gewesen, und Timo hatte die nächtliche Episode nur geträumt?

Hirngeschädigt. Das Wort pochte in seinem Kopf, in diesem Kopf, der so unzuverlässig geworden war. Da war eine Halluzination doch viel wahrscheinlicher als die plötzliche wundersame Heilung seines Mitbewohners.

»Dr. Sporer kommt gleich noch vorbei, in einer Stunde bringen wir dich zur Ergotherapie, und am Nachmittag gibt es dann Logotherapie.« Sie lächelte ihn an und ging, zwei Minuten später war sie wieder da, mit seinem Frühstück. In Ecken geschnittenes Marmeladenbrot und seine alte Freundin, die Schnabeltasse.

»Du hast ja keine Probleme mit dem Schlucken, nicht wahr? Versuch es erst mal alleine, wenn du Hilfe brauchst, bin ich gleich bei dir, okay? Aber Magnus muss gefüttert werden, sein Schluckreflex ist noch nicht ganz wiederhergestellt.«

Timo nickte, was die Krankenschwester strahlend lächeln ließ. Sie war jung, Mitte zwanzig vielleicht, und sehr hübsch mit ihrem kastanienbraunen Zopf, was er aber nur am Rande wahrnahm. Viel mehr beschäftigte ihn Magnus.

Er konnte noch nicht mal selbstständig schlucken. Da war es doch völlig abwegig zu glauben, er würde nachts herum-schleichen, Timo drohen und anschließend Spaziergänge durch den Markwaldhof unternehmen.

Besser das Ganze als sehr realistischen Traum abhaken und sich der Sache mit dem Frühstück widmen.

Die Brotstückchen waren in perfekter Größe geschnitten, Timo musste sie nur in den Mund stecken, kauen und schlucken. Aber allein sie richtig zu fassen zu bekommen, war eine Herausforderung und jedes Mal, wenn es ihm gelang, ein kleiner Triumph.

»Das klappt doch schon wunderbar!«, hörte er die Schwester vom Nebenbett her sagen. Sie hielt Magnus eine Schüssel vors Gesicht und fütterte ihn daraus mit einem undefinierbaren Brei. Apfelmus vielleicht. Zwischendurch massierte sie seinen Kehlkopf, sprach mit ihm, wischte ihm immer wieder Breireste vom Kinn.

Halluzination, dachte Timo. Ganz klare Sache. Er nahm seinen Kampf mit der Schnabeltasse wieder auf. Jedes Mal brauchte er zwei oder drei Anläufe, bis er den eigenen Mund traf, mehrmals fiel die Tasse ihm aus den Händen. Es war irgendwie entwürdigend, aber das galt sowieso für die ganze Situation hier.

Und dann auch noch Hagebuttentee.

Nach dem Frühstück war Timo so erschöpft, wie er es

früher nach einem schwierigen Fußballmatch gewesen war. Als die Krankenschwester sein Frühstücksgeschirr holte und ihn dafür lobte, wie gut er das mit dem Essen hinbekommen hatte, empfand er das nicht als albern, sondern als vollkommen angebracht. Er versuchte, ihr Namensschild zu lesen, als sie sich über ihn beugte, doch das war aussichtslos. Er erkannte, dass dort Buchstaben standen, war aber nicht imstande, sie zu einem Wort zu verbinden. Fragen ging auch nicht, es war ein Albtraum. Und was, wenn es so blieb?

Timo reagierte nicht, als die namenlose Krankenschwester sich erkundigte, ob sie ihn wieder hinlegen sollte oder ob er lieber weiter sitzen bleiben wollte, mit aufrechtem Kopfteil.

Es war ihm egal. Schulterzucken klappte immerhin, und das tat er nach einiger Zeit.

»Okay.« Die Krankenschwester war überhaupt nicht beleidigt. »Dann bleib sitzen, gut? Gleich kommt sowieso Dr. Sporer, und danach wirst du abgeholt zur Therapie.«

Timo nahm es zur Kenntnis und drehte seinen Kopf in Richtung Fenster. Draußen nieselte es, das hieß, Carl würde wohl kaum wieder mit ihm eine Tour durch den Park machen.

Der Doktor kam zehn Minuten später. Mittelgroß, schlank, mit schütterem Haar. »Unser Neuzugang«, begrüßte er Timo, schnappte sich seine Hand und schüttelte sie. »Da freue ich mich sehr. Ich bin Dr. Sporer. Wir haben große Pläne mit dir.« Er lachte und zeigte dabei gerade, sehr weiße Zähne. »Darf ich mir mal deinen Kopf ansehen?«

Er war der Erste, der fragte. Timo senkte und hob das

Kinn. Er hielt still, als die tastenden Finger des Arztes über die Operationsnarben wanderten. Wuchs dort schon wieder Haar?

»Ist sehr schön verheilt.« Sporer machte sich einige Notizen auf seinem Clipboard. Er war jünger als die meisten Ärzte, die Timo in der Klinik behandelt hatten. Ohne den weißen Mantel hätte er eher wie ein Unternehmer gewirkt. Dynamisch, erfolgreich, karrierebewusst.

»Ich habe schon gehört, dass du noch Schwierigkeiten mit dem Sprechen hast«, sagte er und klickte seinen Kugelschreiber ein paar Mal auf und zu. »Aber wir könnten es mit Ja-Nein-Fragen versuchen. Was hältst du davon?«

Eine ganze Menge, dachte Timo. Unwillkürlich glitt sein Blick nach rechts, zu Magnus' Bett. Dieser Arzt war aufmerksam, er würde die Zeichen vielleicht verstehen, die Timo ihm gab.

»Gut. Also. Hast du Schmerzen?«

Ein langsames Drehen des Kopfs von rechts nach links. Nein.

»Das ist gut. Ist dir manchmal schwindelig?«

Ja.

»Passiert es dir manchmal, dass Leute um dich herum reden, aber du verstehst nicht, was sie sagen?«

Timo dachte kurz nach. Das war zu Beginn so gewesen, hatte aber aufgehört. Also nein.

»Hast du Wahrnehmungsstörungen? Hörst oder riechst du zum Beispiel Dinge, die nicht da sind? Oder siehst merkwürdige Sachen? Fliegende Teetassen zum Beispiel, oder Spinnen auf deinem Bett?«

Oh Gott, war so was üblich? Timo deutete ein Nein, brach aber in der Bewegung ab. Sein Blick richtete sich auf Magnus, blieb dort haften. Dann langsames Nicken. Verstand Sporer das?

Er schien irritiert. »Heißt das nein? Oder doch?«

Schulterheben. Die Augen weiterhin auf Magnus richten.

»Du weißt es nicht? Okay, das kann manchmal so sein. Wahrnehmungsstörungen wirken oft so real, dass man sie nicht von der Wirklichkeit unterscheiden kann. Wichtig für dich ist: Du musst keine Angst haben, wenn so etwas passiert. Halluzinationen können dir nichts anhaben, und sie werden mit der Zeit verschwinden.«

Beharrlich starrte Timo weiterhin Magnus an, bis Sporer endlich zu begreifen schien. »Ist etwas mit deinem Bett-nachbarn? Ja, ich weiß, ihr werdet euch nicht groß unterhalten können, er hat noch einen viel weiteren Weg vor sich als du.«

Timo antwortete wieder mit seiner Version eines Zeitlupen-Kopfschütteln. *Nein. Hat er nicht. Er läuft nachts herum. Glaube ich.*

Allerdings war er nach Sporers Schilderung dessen, was alles Halluzination sein konnte, noch unsicherer. Fliegende Teetassen – dagegen war ein herumspazierender Magnus geradezu fantasielos.

Doch der Arzt begriff ohnehin nicht, was Timo meinte. »Du willst nicht mit ihm in einem Zimmer liegen? Aber sieh es mal so, du bist wirklich ungestört. Kein Lärm, kein Fernseher, wenn du mal Kopfschmerzen hast ... und umgekehrt musst du kaum Rücksicht auf ihn nehmen.«

Wieder schüttelte Timo den Kopf, etwas schneller diesmal, was sich mit sofort einsetzendem Schwindel rächte. Er musste das mit dem Sprechen in den Griff bekommen. Bald.

»Hm.« Sporer sah ratlos drein. »Wenn du dich wirklich nicht wohlfühlst, werde ich mal sehen, was sich machen lässt. Aber vielleicht versuchst du es noch ein paar Tage lang hier, du bist ja gerade erst angekommen.«

Super. Timo hatte dem Arzt nicht mal ansatzweise begreiflich machen können, was er wollte, dafür hielt der ihn jetzt wahrscheinlich für ein verzogenes Arschloch, das schon am ersten Tag Ansprüche stellte.

Allerdings wirkte Sporer nicht verstimmt, höchstens noch ein wenig aufmerksamer als zuvor. Als wolle er keine von Timos Regungen verpassen. Er fuhr mit seinem Fragenkatalog fort, und Timo antwortete matt.

»Okay, das war's schon«, erklärte der Arzt nach ein paar Minuten. »Du hast toll mitgemacht. Und lass dich nicht entmutigen. Du wirst schneller wieder auf den Beinen sein, als du denkst. Wir haben ein erstklassiges Team von Therapeuten, und sobald du dazu Lust hast, kannst du die Gemeinschaftsstunden im ersten Stock besuchen.« Er lächelte aufmunternd. »Da wird gebastelt, Musik gemacht, mit Computern gearbeitet und so weiter. Den meisten macht das Spaß.«

Timo zog die Mundwinkel auseinander und hoffte, dass das Ergebnis einem Lächeln ähnelte. Basteln. Musizieren. Das klang ja großartig. Zum letzten Mal hatte man ihn damit im Kindergarten locken können – allerdings musste

er zugeben, dass die meisten Kindergartenkinder deutlich mehr draufhatten als er zurzeit.

»Wir werden sehen.« Sporer legte ihm eine Hand auf die Schulter. »Ich bin jedenfalls schon sehr gespannt auf deine Fortschritte.«

Stefanie Hasse



HELIOPOLIS

Magie aus ewigem Sand

 Loewe

Unverkäufliche
Leseprobe

Stefanie Hasse



*Für dich.
Denn auch du bist Teil dieser Geschichte.*



ISBN 978-3-7432-0092-0

1. Auflage 2018

© 2018 by Stefanie Hasse

Deutsche Erstausgabe © 2018 by Loewe-Verlag GmbH, Bindlach

Dieses Werk wurde vermittelt durch die

Michael Meller Literary Agency GmbH, München

Umschlagfoto: BokehStore/shutterstock.com, MillaF/shutterstock.com,
givaga/shutterstock.com

Umschlaggestaltung: Ramona Karl

Printed in Germany

www.loewe-verlag.de



Teil 1





Heliopolis, 19. Nisannu 6996 nach Atum



Bis zu meinem sechzehnten Geburtstag hat mich mein Vater vor jeglichem Unheil bewahren können. Nun sitze ich allein in einem der größten Zimmer des Palastes und frage mich, wie es nur so weit kommen konnte. Wen ich erzürnt haben muss, dass mir nur noch dieser eine Ausweg bleibt. Morgen Vormittag werde ich mich mit meiner besten Freundin auf eine Reise begeben, an deren Ende der Tod auf uns wartet. Selbst mein Vater, der Herrscher der Letzten Stadt, hat dieser Option zugestimmt, weil er dem Hohen Rat der Wissenden auch keine andere Lösung präsentieren konnte.

Vom Flur dringt ein dumpfes Geräusch zu mir herein, gefolgt von einem Fluchen.

Ich kann es ihm nicht sagen, solange ich nicht selbst verstehe, wie es so weit kommen konnte.

Es ist absurd. Vor drei Tagen war ich noch die Prinzessin, die zukünftige Herrscherin von Heliopolis. Heute bin ich eine Todgeweihte.

In meinen Gedanken reise ich zurück. Zu dem Tag, der für mich einfach alles veränderte. Dem Tag meiner Initiation.



1

Zwei Tage zuvor: 17. Nisannu 6996 nach Atum



Möge die Magie dir Hoffnung schenken.« Ich wiederhole die Inschrift der hellen Säule wie ein Mantra, während ich ihre glatte Oberfläche berühre. Keine Maschine hätte diese Perfektion erreichen, kein Laser den aus dem Sand dieser Welt erschaffenen Stein so bearbeiten können. Es war Magie, die den Tempel und alles in ihm hervorgebracht hat, es ist Magie, die uns am Leben hält. Doch wie sollen wir auf die Magie vertrauen, wenn sie sich von uns abwendet, sich schleichend, aber dennoch spürbar entfernt? Ich sehne mich nach der Hoffnung, die für jeden Bewohner der Letzten Stadt in der Magie liegt. Die Hoffnung auf eine Zukunft, auf ein Überleben.

Meine Finger gleiten die Rundung der Säule entlang und weiter über die raue Wand, in die sie übergeht, während ich mich zum wiederholten Mal zu der vollständig aus Glas bestehenden Wand des Raumes bewege. Die Aussicht auf die Stadt zu meinen Füßen lässt mich leichter atmen. Ich fühle mich wie in einem Gefängnis. Getrennt von allen anderen. Allein um in mein Innerstes zu blicken, ehe mir der Diğir meine Gabe schenken und mir damit meine künftige Aufgabe zuweisen wird.

Ich weiß nicht, warum ich solche Angst davor habe, vor den *Seelenspiegel* zu treten. Ich werfe einen Blick über meine Schulter, die achtstrahlige Sonne meines Kopfschmucks baumelt dabei vor meiner Stirn hin und her und erinnert mich mit jeder Bewegung daran, welcher Tag heute ist. Als könnte ich das vergessen.

Der mondlichtfarbene Schimmer des Seelenspiegels an der Wand zu meiner Linken, umgeben von den Mosaiken der acht großen Häuser, scheint mich zu sich zu rufen. Doch ich bin noch nicht bereit.

Statt zum Spiegel zu gehen, wende ich mich wieder dem Fenster zu und blicke auf das Geschehen im Amphitheater weit unter mir. Von Stunde zu Stunde huschten mehr Bedienstete, Priester und Vertreter jedes Hauses durch das steinerne Rund. Jetzt, da sich die Sonne langsam hinter der Stadtmauer versteckt, geht die Unruhe von dort unten auf mich über, ganz gleich, wie oft ich den göttlichen Leitspruch wiederhole.

Die Vorbereitungen sind beinahe abgeschlossen, die oberen Ränge heben sich mit ihren wehenden Tüchern und Farben von denen der restlichen Bevölkerung ab. Die roten Banner des Herrscherhauses Geb flattern im Wind, der in Heliopolis allgegenwärtig ist, und ich meine, das Rascheln der Palmblätter – ihr stetiges hohles Kratzen beim Aneinanderreiben – bis hier oben hinter dem dicken Glas der Tempelfront zu hören. Vielleicht steckt in diesem Glas mehr Magie als in jedem anderen Gebäude dieser Stadt. Nie zuvor habe ich mir so viele Gedanken um Magie gemacht. Trotz der allgegenwärtigen Hitze überzieht eine Gänsehaut meine Unterarme und lässt die aufgemalten Initiationszeichen uneben wirken.

Ich verfolge, wie vier in Orange gekleidete Feuerbändiger

des Hauses Tefnut die Fackeln rund um den Platz entzünden. Man sieht sofort, welcher von ihnen die größte Begabung besitzt. Das Feuer der grauhaarigen Frau besteht aus so vielen einzelnen Farben, wie ich es noch nie zuvor gesehen habe. Gebannt verfolge ich den Tanz ihrer Flamme, einem wahren Kunstwerk. Alle anderen Elementare erhellen nur den Platz gleichmäßig. Deren Feuer lebt nicht, es existiert nur. Sie haben nur ihre Aufgabe erledigt. Werde ich beim nächsten Ritual vielleicht eine von ihnen sein?

Ich schlucke.

Die ersten rhythmischen Trommelschläge ertönen. Sie rufen die Bewohner der Stadt zum Ritual. Es wird Zeit, in mein Innerstes zu blicken. Doch anstatt zum Seelenspiegel zu gehen, starre ich auf die mir gegenüberliegende Wand. Wie auch die beiden anderen Wände des Vorbereitungsraumes ist sie von Formwandler-Magie durchtränkt. Sobald ich hinschaue, erscheinen lebende Bilder, vor Jahrtausenden erschaffen, die zeigen, was seither geschehen ist. Riaz hat mir einmal erzählt, wie unbegreiflich mächtig ein solcher Zauber sein muss. Heute besitzt niemand mehr eine so große Macht.

Ich verfolge die einfach skizzierten Menschen, die gerade mit Waffen aufeinander losgehen. Eine sehr vereinfachte Darstellung der Kriege, die den Planeten zerstört haben. Kurz darauf verschwinden die Menschen wieder im Stein und ich sehe den Untergang der Erde. Das, was in den großen Religionen der Erdbewohner oft Sintflut genannt wird und nahezu die gesamte Menschheit dahingerafft hat, sieht hier so harmlos aus. Drei gewellte Linien, die über die Erde ziehen. Über ihnen steigt ein einfaches Dreieck auf. Die *Atum*. Das Schiff, das zu jener Zeit die letzten Magiebegabten evakuiert hat, um unser aller Überleben zu sichern.

Die Bilder ziehen sich für einen Moment in die Wand zurück. Wie immer halte ich den Atem an, als das Dreieck der *Atum* auf einem neuen Kreis erscheint und wie aus dem Nichts eine Stadt entsteht, während die *Atum* verblasst.

Zuerst der Tempel. Er schraubt sich aus dem Sand heraus weit nach oben wie eine gewundene Treppe, die nach unten hin immer breiter wird. Aus dem untersten Bogen wachsen die acht Türme der großen Häuser. Der größte von ihnen gehört dem ausgestorbenen Haus Isis, dem ehemaligen Herrscherhaus. Er trägt kein Zeichen, bleibt daher lediglich ein Umriss auf dem hellen Sandstein der Wand. Mit Erscheinen der Insignie der Täuscher, dem geöffneten Auge, auf dem Turm des Herrscherhauses beginnt der ganze Turm rötlich zu schimmern, in der Hausfarbe meines Vaters. Die Doppelspirale der Formwandler bildet sich auf dem blauen Turm des rangnächsten Hauses Nut, noch ehe der schwarze Turm von Haus Seth in die Höhe wächst und das Om der Emotionskontrollierenden erscheint.

Das Erwachsen der Stadt aus dem Spiegel scheint einen Augenblick zu pausieren, dann leuchtet der Turm mit der Flamme der Elementare des Hauses Tefnut orangefarben auf. Es folgt der weiße Turm mit der Triskele der Seher, jener Begabter, die für die Initianten den Seelen Spiegel vorbereiten. Der vorletzte Turm erwacht mit dem Zeitglas des Hauses Osiris und färbt sich gelb, ehe als Letztes der Skorpion des Hauses Schu auf dem kleinsten Turm erscheint, der sogleich in grünes Licht getaucht ist.

Die Farben der Häuser strahlen von ihren Türmen aus bis in den letzten Winkel der Wand. Die Stadt gleicht nun einem vielfarbigen Kuchen, der in acht Stücke unterteilt ist. Acht Bezirke, in denen Menschen jedes Ranges leben. Als

der Stadtkern nach oben wächst, legt sich das Gefühl von Willkür und Ungerechtigkeit schwer über meine Schultern. Die Spaltung der Menschen von Heliopolis, das Gefälle zwischen jenen, die nah am Tempel wohnen, weil sie Magie in sich tragen, und jenen, die im Schatten der Stadtmauern leben, weil sie nahezu unbegabt oder ganz ohne Magie im Blut sind, wird immer größer. Selbst die Stadtmauer, die bis auf den Tempel alle Gebäude der Stadt an Höhe übertrifft, erscheint noch vor den Randbezirken, obwohl wir ohne die Felder der Oasen und die Menschen, die dort arbeiten, nicht überleben könnten. Ebenso wenig wie ohne das untere Haus Tefnut, dessen Elementare unsere Felder bewässern. Und dennoch besitzen Täuscher wie mein Vater seit dem Aussterben von Haus Isis die größte Macht in der Stadt. Mithilfe seiner Gabe könnte der Herrscher jeden Bewohner gegen seinen Willen dazu bringen, ihm zu dienen. Er kann Formwandlern des Hauses Nut, den für mich am meisten beeindruckenden Magiern, weil sie tatsächlich etwas erschaffen können, befehlen, seine Wünsche zu erfüllen, indem er ihnen vortäuscht, dass sie es für sich, aus eigenem Antrieb tun. Haus Seth kann lediglich die Emotionen beeinflussen und die Gefühle lenken, um dies zu erreichen. Einem Trugbild vor Augen jedoch kann niemand widerstehen.

Das Bild der skizzierten Stadt wird kleiner und kleiner. Doch auch aus der Ferne sind die acht Türme des Tempels unverwechselbar. Zu jener Zeit trug unsere Stadt den Namen *Dilmun* noch voller Überzeugung. Sie war lange Zeit die prachtvollste Stadt auf ganz Heliopolis, das *Paradies*. Was danach geschah, zeigen die Bilder nicht: wie *Dilmun* zur Letzten Stadt wurde und wie unsere Mission, die Erde zu erneuern, und der Wunsch, eines Tages nach Hause

zurückkehren zu können, bislang unerfüllt geblieben sind. Die Letzte Stadt ist nicht länger das Paradies, sondern das letzte Manifest menschlichen Lebens in dieser Welt.

Ich seufze. Niemand, nicht einmal mein Vater oder seine Gelehrten, hat mir je alle Antworten gegeben. Ich weiß nicht, ob sie es nicht wollen oder nicht können. Für mich jedenfalls befindet sich in unserer Geschichte ein großes Loch, in das ich jedes Mal stürze, wenn ich mich ihrem Kern zu nähern versuche.

Die Trommelschläge erheben sich wieder über der Stadt. Der zweite Ruf zum Ritual. Die nächsten Schläge werden meine Zeremonie eröffnen.

Ich kann es nicht weiter aufschieben, daher schließe ich die Augen und hole ein letztes Mal tief Luft, lasse den Rhythmus der Trommeln meinen gesamten Körper durchdringen, ehe ich mich vom Fenster abwende und langsam auf den Seelenspiegel zugehe. Das Symbol des Diğirs auf meiner Stirn reflektiert das bläulich weiße Licht des Spiegels. Je näher ich trete, desto weißlicher wirken meine sonst goldenen Haare. Wie ich angewiesen wurde, streiche ich über das Mosaik der Insignie meines Vaters. Das sehende Auge des Herrscherhauses Geb. Die Fläche des Spiegels wird immer heller, bis ich geblendet blinzle und meine Vorbereitung beginnt.

Ich glaube so vieles nicht, an das die Älteren glauben oder was sie uns erzählen; zu oft durchschaue ich die Lügen, die Vater dem Volk erzählt. Erzählen *muss*, wie er immer behauptet. Dennoch überkommt mich eine tiefe Ehrfurcht für die Gründer unserer Stadt, als ich, nachdem das grelle Licht verblasst ist, anstelle meines Spiegelbildes die Letzte Stadt im Seelenspiegel sehe. Ich zucke zusammen, als ein lauter Gong-

schlag den Spiegel zum Erzittern bringt und aus dem nun unscharfen Bild der Stadt etwas Neues entsteht.

Die ersten Angehörigen von Haus Nephthys haben den Seelenspiegel erschaffen, um die Initianten daran zu erinnern, wer sie sind. Nicht einmal mein Vater, der Herrscher von Heliopolis, weiß, was ich heute zu sehen bekomme. Das Bild vor mir klärt sich.

Meine erste Station führt mich zum Markt.

Riaz und Yasmeen haben mich vorgewarnt, und dennoch bin ich nicht auf die Bilder vorbereitet, die nun vor meinen Augen erscheinen. Ich sehe mich selbst in einem Alter von vielleicht fünf oder sechs Jahren. Die kleine Akasha springt zwischen den bunten Ständen umher, streift die farbigen Tücher und atmet den vertrauten Geruch nach den verschiedensten Früchten und Kräutern ein.

Eine Stimme ruft nach ihr und sie wendet sich lächelnd um. Meine Mutter ist die schönste Frau, die ich je gesehen habe. Mein junges Ich strahlt jetzt über beide Ohren, während mich all die widersprüchlichen Gefühle, die ich mit meiner Mutter verbinde, zu ersticken drohen.

»*Amira*, bringst du das dem Jungen dort drüben?« Sie reicht der kleinen Akasha lächelnd ein in Tuch gewickeltes Päckchen. Der Duft nach frischem Brot steigt aus ihm hervor. Mein junges Ich dreht sich in Richtung ihres Blickes. An der Mauer der Zitadelle, die auf einer Seite den Markt begrenzt, lehnt ein dürrer Junge an der Wand, dessen dunkle Locken in alle Richtungen abstehen. Seine verschlissene Tunika ist ihm viel zu groß, sie rutscht ihm über die Schulter und legt kantige Knochen frei, wie ich sie bis dahin nie außerhalb des Heilzentrums, in dem die Älteren den Körper erforschen, gesehen habe. Der Junge gleicht einem Skelett.

Um seine Augen liegen dunkle Schatten. Sein Gesicht ist schmutzig. Vater hätte es niemals geduldet, dass ich mich so in der Öffentlichkeit zeige, und das weiß mein jüngeres Ich. Die Kleine drängt sich an die Hüfte der Mutter und verbirgt sich hinter dem weichen gelben Rock, den diese zu ihrer roten Tunika trägt. Sie will nicht zu dem Jungen gehen.

»Akasha«, meine Mutter geht in die Hocke und sieht meinem jungen Ich direkt in die Augen. »Du brauchst keine Angst zu haben. Der Junge ist wie du.«

Die Kleine presst die Lippen fest zusammen und schüttelt den Kopf, während sie an Mutter vorbei einen weiteren Blick auf den Jungen wirft. Auf seine spitzen Knochen, die Schrammen und Flecken überall auf seiner Haut und seiner Kleidung.

»Du hast das Glück, im Palast aufzuwachsen. Doch das hat nicht jeder. Du kennst die Geschichte dieses Jungen nicht. Vielleicht sind seine Eltern gestorben. Vielleicht haben sie aber auch keine Arbeit gefunden, mit der sie die Familie ernähren können. Nicht alle Häuser kümmern sich um die Familien in ihren Bezirken so wie dein Vater und ich.«

In diesem Moment blickt der Junge auf. Seine Augen klären sich. In ihnen steckt so viel Entbehrung, dass selbst mein junges Ich begreift, dass es zu viel ist für ein Kind. Und dennoch lächelt er sie schüchtern an. Nicht voller Neid auf ihre schönen Kleider. Es ist auch nicht das aufgesetzte Lächeln mancher Kinder der oberen Häuser, die schon sehr früh gelernt haben, wie man sich draußen zu verhalten hat. Nein, es ist ein ehrliches Lächeln, das mein junges Ich ebenfalls lächeln lässt.

Die kleine Akasha nimmt Mutter das Brot ab. Dann zögert sie.

Ohne das aufmunternde Nicken meiner Mutter wäre ich vielleicht nie zu ihm gegangen, hätte niemals seine Geschichte erfahren oder verstanden, was wirklich in der Stadt passiert. All die Dinge, die von einer kleinen Prinzessin ferngehalten werden. Der Junge mit den wilden Locken hat sie mir gezeigt. Und mit einem ehrlichen Lächeln mir gegenüber hat er das Leben seiner Familie für immer verändert.

Ich war von da an beinahe täglich auf dem Markt, habe ihm und manchmal auch anderen Kindern Essen gebracht, habe mich mit ihnen unterhalten und Vater so lange bedrängt, bis die Eltern des Jungen in unseren Bezirk umziehen durften und von Vater auf den Feldern angestellt wurden. Von da an sind wir gemeinsam aufgewachsen. Meine Mutter hatte für die Ausnahme gekämpft, dass Malak und meine beste Freundin Yasmeen gemeinsam mit den Kindern aus dem Palast unterrichtet wurden. Gemeinsam mit mir, Dante, dem Sohn von General Leemal Letos, und Riaz Deimos, dem Sohn der einflussreichsten Familie der Stadt. Fünf Kinder eines Jahrgangs, aus denen fünf Jugendliche wurden, die sich in unterschiedliche Richtungen entwickelt haben. Nach der heutigen Zeremonie würde auch die Letzte von ihnen erwachsen sein.

Trotz der Anspannung des heutigen Tages lächle ich. Stolz darauf, die Tochter von Herrscherin Lenora zu sein, auch wenn das der Rest der Stadt wohl nicht so sieht.

Als hätte ich das nächste Bild mit meinen Gedanken heraufbeschworen, verschwindet die Marktkulisse im Spiegel und wird zu meinem Kinderzimmer, das vor Gold, Silber und Seide überall funkelt. Doch ich weiß genau, dass nicht der Reichtum dieses Raumes den Spiegel bewogen hat, diese Erinnerung heraufzubeschwören, sondern die Geschichten,

mit denen meine Mutter diesen Raum füllte. Ich sehe mein junges Ich und die Herrscherin Lenora, wie sie das Volk nie zu Gesicht bekommt: ohne die prunkvollen Gewänder und all den Schmuck, der sie als Königin auszeichnet. Hier bei mir ist sie einfach nur eine liebevolle Mutter, die ihre Tochter fest an sich drückt, während mein junges Ich gebannt ihren Worten folgt, die in meinem Kopf zu Bildern werden.

»Es war einmal ein kleines Mädchen ...« So begann jede ihrer Geschichten. Es gab keinen Abend, an dem sie keine Geschichte erzählt hätte, weshalb ihr Verschwinden nicht nur ein Loch in meinem Herzen hinterlassen hat. Noch heute warte ich jeden Abend auf ihre Geschichten.

»Wir sind alle gleich, Akasha. Und niemand sollte sich über den anderen stellen. Wir brauchen jeden in dieser Stadt. Egal, ob er das Glück hatte, in eine begabte Familie geboren zu sein oder nicht.«

So oft kehren diese Worte in meinen Kopf zurück. Immer wenn Yasmee und ich zusehen müssen, wie Menschen von den Soldaten abgeführt werden, obwohl ihnen kaum etwas vorgeworfen werden kann. Ich tue, was ich kann, um Mutters Aufgabe fortzuführen, aber es wird immer schwieriger.

Dabei frage ich mich wieder und wieder, ob sie es damals schon wusste. Ob sie davon Kenntnis hatte, dass sie nicht mehr lange bei mir bleiben würde. Ob sie deshalb ihren Rat, den ich später noch so oft gebrauchen würde, in ihren Märchen versteckte.

All das, was ich über Lenora Themis gehört habe, wie oft mir auch gesagt wird, was sie Schlimmes getan habe, ändert nichts daran, dass sie meine Mutter ist und ich nur schöne Erinnerungen an sie habe.

Während das Spiegelbild der Erzählstunden verblasst, zupfe ich mein Halstuch zurecht, das einzige Stück, das mir von ihr geblieben ist, und kehre vollständig in die Gegenwart zurück. Ich habe das Tuch heute Morgen nicht ausgewählt, weil das mit Silber und Kristallen durchwirkte Gewebe so gut zu der knöchellangen weißen Tunika meines Zeremoniengewandes passt, auf die ich nun hinabsehe, sondern weil ich meine Mutter in diesem wichtigsten Moment meines Lebens dabeihaben will. Die Erinnerungen an sie, die der Spiegel mir gezeigt hat, haben mich gestärkt. Sie haben mich nicht nur daran erinnert, wer ich bin, sondern auch, wo ich herkomme.

So wie sie mir gezeigt haben, dass ich an meinen Plänen festhalten muss. Dass es mehr braucht als ein paar helfende Neu-Erwachsene, die sich um die Hungernden der Stadt kümmern.

Ich sehe wieder in den Spiegel und erhasche einen Blick auf zwei Figuren, die die Stadtmauer hinaufklettern.

Mit einem Lächeln auf den Lippen reise ich in meinen Erinnerungen nur wenige Wochen in die Vergangenheit zurück. Im Spiegel trage ich eine breite Hose aus Seide, die beinahe aussieht wie ein Rock, darüber meine liebste Tunika mit Stickereien, die Riaz für mich ins Gewebe gearbeitet hat. Die völlig falschen Kleider für eine Kletterpartie.

»Kann es sein, dass du Hilfe brauchst, Ash?« Riaz' Stimme klingt amüsiert, und ich kann mir das Schmunzeln um seine Lippen genau vorstellen, auch wenn ich mich gerade auf jeden Tritt konzentrieren muss. Meine Arme brennen vom Klettern, meine Hände schmerzen von dem Griff in die schmalen Löcher, die Riaz mit seiner Magie für uns in die Stadtmauer geformt hat.

»Ich brauche keine Hilfe«, keuche ich, während ich mich

immer weiter nach oben ziehe. Eine Hand nach der anderen, die Füße rücken nach. Nur noch wenige Meter, dann habe ich es geschafft.

Ein Schatten fällt über mich, Riaz' blaue Augen strahlen mich an. Direkt hinter der Hand, die sich mir entgegenstreckt.

»Sei nicht so stur«, sagt er. Doch ich lehne ab und arbeite mich weiter Loch für Loch nach oben. Als ich an der Mauerkante ankomme, rückt er zurück und macht mir Platz.

»Das sollten wir öfter machen«, sage ich erleichtert, als ich mich neben ihn fallen lasse. Unsere Blicke sind nach draußen gerichtet. Die Sonne streift bereits die höchsten Dünen des ewigen Sandes, der sich vor dem Horizont ausbreitet.

»Verbotenerweise die Stadtmauer hochklettern?«, erwidert er mit diesem neckenden Unterton in der Stimme. Ich sehe ihm zu, während er es sich auf der schmalen Mauer, so gut es geht, bequem macht.

»Nur zu Trainingszwecken.«

»Natürlich.« Er lacht auf, ehe er mit gespielter Enttäuschung hinzufügt: »Und ich dachte, du würdest mich einfach öfter sehen wollen.«

»Wieso sollte ich das wollen?«, spiele ich mit.

»Selbstverständlich nur, um unsere Pläne auszuarbeiten. Was dachtest du denn?«

Ich kann das Grinsen nicht mehr zurückhalten. »Ich würde nie an etwas anderes denken als an unsere Pläne.« Die so leicht dahergesagten Worte erdrücken mich nahezu mit ihrem Gewicht.

Ich beiße die Zähne zusammen. Die Luft scheint sich binnen Sekunden abzukühlen, als ich mich nicht länger von Riaz' hübschem Gesicht ablenken lasse und mich der Welt jenseits der Stadtmauer zuwende. In der untergehenden Son-

ne werfen die Pyramiden lange Schatten, die sich bis zur Mauer erstrecken. Sie erheben sich wie verschieden große Felsen überall aus dem Sandmeer rund um die Stadt. Wann immer ich sie vom Palastturm des Hauses Geb aus sehe, sind sie mir ein Rätsel. Meine Gedanken verdüstern sich und mein Lächeln erlischt endgültig.

Mein Vater hat mir damals erzählt, dass dort unsere Ahnen begraben liegen. Eine Tradition, die wir vor vielen Generationen auch auf die Erde gebracht haben, als die Neuformung des Planeten abgeschlossen war und nach dem ersten Fehlschlag in Mesopotamien eine Expedition zum heutigen Ägypten reiste. Damals dachte die Bevölkerung von Heliopolis, dass wir es geschafft hätten, dass es nicht mehr lange dauern würde, ehe wir zurückkehren könnten. Nach all den Jahrtausenden der Neuschaffung des Planeten. Doch unsere Siedler auf der Erde verloren allmählich ihre Magie, die *Götter*, die dabei geholfen hatten, aus dem Nichts eine Hochkultur zu erschaffen, starben aus, gerieten in Vergessenheit, und das, was die Siedlung Ägypten ausmachte, ging zusammen mit der Hoffnung auf einen Neubeginn verloren.

Die Versuche wiederholten sich in den Siedlungen in Mexiko, später in Griechenland und in Italien. Mit jeder Generation verlor unser Volk aufs Neue seine Magie, und zurück blieben nur Trümmerhaufen einer Hochkultur und Erinnerungen an Gottheiten, die nie existiert hatten.

Seither reisen wir nur noch selten auf die Erde. In jeder Generation gibt es eine Gruppe Forscher, neue Denker, neue Begabte, die versuchen herauszufinden, weshalb sich die Menschen auf der Erde so verändert haben. Warum sie uns bekämpfen, anstatt uns wie früher mit offenen Armen zu empfangen. Und jedes Mal kehren nur wenige von diesen

Expeditionen zurück. In der Stadt wird erzählt, dass die Menschen auf der Erde längst nicht mehr so friedliebend sind wie damals. Es toben unentwegt Kriege, sie leben nicht mehr im Einklang mit dem Planeten. Sie selbst haben Waffen erschaffen, die sie alle töten könnten. Waffen, die mächtiger sind als unsere Magie. Dem Klatsch auf dem Markt zufolge hassen sie das Unbekannte, sehen alles Fremde als Bedrohung – und wollen unsere Macht für sich.

Der Sand erhebt sich vor meinen Augen wie ein erwachendes Monster und begräbt die Pyramide, die ich eben noch betrachtet habe. Dafür legt er im selben Atemzug eine andere, kleinere frei. Wie viele von ihnen mögen dort draußen wirklich existieren?

»Ash?« Riaz' Hand gleitet über meinen Unterarm, seine Finger verschränken sich mit meinen. »Wir werden nach draußen gehen und das Geheimnis lüften«, sagt er, ohne dass ich aussprechen muss, was in mir vorgeht. »Schließlich sind sie Teil unserer Pläne.«

Ich lache freudlos auf. »Die Pläne von fünf Kindern.«

»Die Pläne der zukünftigen Herrscherin von Heliopolis«, erwidert Riaz. »Die Stadt weiß, was sie an dir hat. Sieh dir Malaks Familie an. Ohne dich wäre er nicht mit uns aufgewachsen.«

Ich schüttele den Kopf und denke an die Wissenden des Hohen Rates. »Nicht jeder will mich in der Zitadelle sehen.«

Für einen winzigen Moment wird er ganz ernst, ehe er sich wieder fasst. »Und diese Zweifel wirst du ausräumen, wenn der Diğir dich erwählt. Vor einigen Monaten haben wir darauf gehofft, dass ich die Insignie des Hauses Nut bekomme, und was ist geschehen?«

Ich nicke. »Du trägst die Insignie des Hauses Nut.«

»Also«, fährt Riaz fort, »dann wirst du das Zeichen des Hauses Geb erhalten, so einfach ist das.«

Seine Worte muntern mich tatsächlich auf. Wenn ich die Insignie meines Vaters erhalten würde, könnte ich gemeinsam mit Riaz regieren. Wir könnten weit mehr bewirken, als den Kindern Essen zu geben. Wir beide hätten Zutritt zur großen Bibliothek der Wissenden und könnten an der Seite der Gelehrten nach Lösungen suchen, frischen Wind in das eingestaubte Denken bringen. Sie alle sind so fest von der Macht des Diğirs und dem Gott der Alten Welt überzeugt, dass sie noch immer nicht die Möglichkeit in Betracht ziehen können, dass uns dieser *Gott* verlassen hat und seine Gaben schwinden.

Meine Mutter war nicht wie sie, und daher bin ich auch nicht so gottesfürchtig aufgezogen worden, wenngleich mein Vater es nicht gerne hört. Ich aber wollte immer wie meine Mutter sein und nicht wie die anderen. Mit der Insignie des Geb könnte ich all diejenigen überzeugen, die bisher an mir zweifeln und nur auf den alten Gott und seine Weisungen vertrauen. Ich schlucke und bringe meine Gedanken zurück in die Gegenwart, als mich Riaz fragt: »Wollte Yasmeen nicht auch kommen?«

Ich zucke mit den Schultern. »Sie hatte bereits etwas anderes vor«, antworte ich wie jedes Mal, wenn sie uns versetzt. Ich habe mir vorgenommen zu warten, bis sie sich mir öffnet und endlich erzählt, was sie lieber macht, als sich mit ihrer besten Freundin und einem ihrer ältesten Freunde zu treffen – so oft haben wir schließlich nicht mehr die Gelegenheit dazu, seit alle – außer mir – ihrer zugewiesenen Arbeit nachgehen. Aber langsam werde ich ungeduldig. Ich habe mir vorgenommen, sie bald darauf anzusprechen.

»Das wird schon wieder.« Riaz zieht mich an sich, streicht mir sanft über den Oberarm. Ich hoffe, dass seine Worte wahr werden.

»Nun aber zu etwas ganz Wichtigem«, er pausiert so lange, bis ich ihn neugierig ansehe. »Ich kann mich da an eine gewisse Sache kaum mehr erinnern«, schelmisch sieht er mich aus seinen tiefblauen Augen an.

»So?«, frage ich, obwohl ich genau weiß, worauf er hinauswill. »Der Kuss«, sagt er nur.

»Welcher Kuss?«, erwidere ich wie bei dem Treffen, das auf unseren ersten Kuss im Schatten der Zikaden des Palastgartens folgte. Vor Nervosität hatte ich kaum vollständige Sätze zustande gebracht. Bis zu jenem Kuss waren wir nur Freunde gewesen, zwei junge Menschen, die Seite an Seite aufgewachsen waren.

Dass mehr daraus geworden war, hatten wir zunächst gar nicht gemerkt. Bis zu Riaz' Zeremonie sahen wir uns all die Jahre täglich, und seine Nähe war für mich so selbstverständlich, dass ich kaum wahrnahm, wie sehr ich sie genoss. Doch als er dann bei der Zeremonie das Zeichen des Hauses Nut erhielt und seine Ausbildung beginnen musste, sahen wir uns kaum noch.

Erst kurz vor Yasmeens Zeremonie sind wir uns wieder allein begegnet. Aus dem hageren Jungen war ein schmaler, aber durchtrainierter junger Mann geworden. Sein Dreitagebart und die kurz geschnittenen dunkelbraunen Haare brachten sein markantes Gesicht besser zur Geltung, aber seine Augen strahlten mich an wie eh und je. Und doch war in ihnen auf einmal ein neues Leuchten. Etwas, das für ein schwereloses Gefühl in meinem Bauch sorgte und meinen Puls zum Rasen brachte.

Unwillkürlich fasse ich an mein Handgelenk und fühle die schnellen Schläge unter meiner Haut, während Riaz sich räuspert. Er hat alle Mühe, ernst zu bleiben. »Ich kann mich gar nicht mehr daran erinnern, wie es sich angefühlt hat. Du solltest meine Erinnerung auffrischen.« Seine blauen Augen verdunkeln sich und das altbekannte Kribbeln rast meinen Rücken hinab. Ich weiß nicht, wie das möglich ist. Riaz besitzt nicht die emotionskontrollierende Gabe des Hauses Seth – und dennoch schafft er es, meine Gefühle von einem zum anderen Moment zu entflammen.

Seine Lippen öffnen sich leicht, er kommt mir jedoch nicht näher.

»Du hast recht«, sage ich lässig, während mein Puls weiterrast. »Ich bräuchte auch dringend eine Auffrischung.«

Riaz grinst, während er sich endlich vorbeugt, seine Lippen zärtlich über meine streifen und sich sein Atem, der wie immer nach den mentholhaltigen Blättern des Sandkrauts schmeckt, mit meinem mischt. Ich lausche meinem pochenden Herzen und seinem stockenden Atem. Auch nach all der Zeit könnte ich mich in Riaz' Augen verlieren, und selbst die federgleiche Berührung seiner Finger an meiner Wange fühlt sich an wie Wasser für einen Verdurstenden, als bräuchte mein Körper Riaz zum Überleben.

Ich wende mich nur widerwillig vom Spiegel ab und glaube seine Lippen noch immer auf meinen zu spüren. Plötzlich räuspert sich jemand direkt neben mir und ich stoße vor Schreck einen leisen Schrei aus.



2

17. Nisannu 6996 nach Atum



Deine Erinnerungen scheinen weit interessanter zu sein als meine vor sechs Monaten.«

Ich höre sie lachen und muss mich ihr nicht einmal zuwenden. Meine Wangen werden heiß, als hätte man mich auf frischer Tat ertappt. Es ist nicht verboten, jemanden vor der Initiation zu küssen – im Gegensatz zu weiterführendem Körperkontakt, der rein zum Zeugen von Nachwuchs da ist und durch unser hohes Ziel, den Fortbestand der Magie zu sichern, strengen Regeln unterworfen ist. Doch es fühlt sich unangenehm an, wenn über einen getuschelt wird.

»Yasmeen?« Nun sehe ich zum Hologramm meiner besten Freundin hinüber und kann nicht fassen, dass sie sich tatsächlich über das Kommunikationsverbot hinweggesetzt hat und das Holo verbotenerweise für private Zwecke verwendet. Nach unserem Gespräch am Vortag hätte ich damit wirklich nicht gerechnet.

»Wer denn sonst?« Sie hebt ihre Arme und dreht sich einmal im Kreis. Ihr helles Gewand mit der grünen Stickerei auf dem breiten Gürtel flattert um sie, ihre heute weißen Haare fallen sanft über ihre durchtrainierten Schultern. Bis gestern waren sie noch blasslila. Seit sie Soldatin ist, nutzt sie die

Dienste der Formwandler der Kaserne, die eigentlich an Tarnungen arbeiten, oftmals für private Zwecke. Doch nicht nur ihr Haar hat sich seit ihrem Antritt verändert. An ihren unbekleideten Armen und Schultern zeichnen sich Muskeln ab, und obwohl wir gleich groß sind, komme ich mir in ihrer Gegenwart klein vor. »Mehr als das Holo war aber nicht drin«, entschuldigt sie sich. Ich freue mich dennoch so sehr über ihre Anwesenheit, dass es mir egal ist, ob ich nur ihr Hologramm oder sie selbst bei mir habe.

»Willst du mir berichten, was du im Spiegel gesehen hast?« Das Hologramm flackert ein bisschen, so als würde die Magiezufuhr gleich zusammenbrechen. »Es hat garantiert etwas mit dem hübschen Formwandler zu tun, der sich ständig bei uns in den Kasernen herumtreibt, anstatt für die Energieversorgung der Stadt zu sorgen oder die Gebäude zu sanieren, hab ich recht?«

Ich lache über Riaz' treffende Beschreibung. Er sorgt tatsächlich lieber dafür, dass unsere Soldaten bestens ausgerüstet sind, wenn sie auf Außeneinsätze gehen, und beteiligt sich an der Entwicklung von Waffen, mit denen wir uns gegen die Erdmenschen verteidigen können, sollten die Schreckensszenarien, die die Rückkehrer der Expeditionen prophezeien, wahr werden.

»Könnte sein«, antworte ich so beiläufig wie möglich.

Das Hologramm läuft jetzt wieder ganz ruhig, sodass ich Yasmeens breites Grinsen wahrnehme. »Ich glaube, dann will ich es besser doch nicht hören. Bist du schon aufgeregt?«

Ich werfe ihr einen eindeutigen Blick zu, der keiner weiteren Antwort bedarf.

»Ihr habt mir diese dämliche Frage vor einem halben Jahr auch gestellt, weißt du noch?«, erklärt sie augenzwinkernd.

»Ich musste mich einfach revanchieren.« Das hatten wir tatsächlich. Riaz, Malak und ich haben uns hier in diesen Raum geschlichen und mächtig Ärger bekommen, als man uns dabei erwischt hat. *Verraten hat*, geistert es durch meinen Kopf. Aber Yasmeens Dankbarkeit war es wert. Die Ablenkung tat ihr gut. Wie mir jetzt.

»Du musst dir nicht so viele Gedanken machen, es wird alles gut gehen.« Sie streicht sich eine Strähne aus dem Gesicht, und ihre Armreifen klimpern aneinander, während sie mich energisch aus glänzenden Augen ansieht. Derselbe Ausdruck, mit dem sie mich, Riaz und Malak, ja selbst Dante so viele Male für ihre Ideen begeistert hat, über deren Konsequenzen wir alle heute nicht mehr sehr gerne nachdenken. Das Reinigen der Ställe nach einem spontanen Besuch im Tierhaltungsbezirk ohne die Hilfe von Wasserelementaren war definitiv eine Strafarbeit, auf die ich hätte verzichten können. Ihre Gefühle sind ansteckend, waren es, seit ich sie kenne. Ich frage mich immer wieder, ob dem Diğir mit der Zuteilung der Insignie des Hauses Schu bei ihr ein Fehler unterlaufen ist.

»Du gehst da raus, dein Vater gibt dir den Diğir, danach verkündet er, dass du das sehende Auge im Nacken hast, und der Traumhochzeit und dem neuen Herrscherpaar steht nichts mehr im Wege.«

Bei ihr klingt es so leicht und ich verziehe den Mund. Ehe ich etwas erwidern kann, hebt sie die Hand und fährt fort: »Riaz wird dich auch heiraten, wenn du zum Haus Seth gehörst, sogar wenn du einem der unteren Häuser zugeordnet wirst. Dein Vater wird schon dafür sorgen, dass ihr die Zustimmung bekommt.« Yasmeen fängt meine verdrängten Sorgen ein und reicht sie mir, in Seide gehüllt, verziert mit einer großen Schleife. Die Sorgen, die mich heute schon den gan-

zen Tag begleitet haben. Denn die Pläne, von denen Riaz und ich in meiner Erinnerung gesprochen haben, setzen voraus, dass wir im Rat sitzen und Einsicht in die Geheimnisse unserer Vergangenheit erhalten. »Ihr seid wie die namenlosen Liebenden. Ihr werdet euch allen Herausforderungen stellen.« Yasmeen liebt die uralte Geschichte über die verbotene Liebe dieser zwei Personen, die lange vor unserer Zeit gelebt haben sollen. So lange, dass man sich nicht mehr an ihre Namen, wohl aber an ihre Liebe erinnern kann. Ich lächle beim Gedanken daran, wie sie alles überwunden, mit ihrem Zusammenhalt dann sogar ihre Stadt gerettet haben. Sie haben jedem gezeigt, dass es sich lohnt, für die Liebe zu kämpfen.

Yasmeen sieht sich hastig um und ich mache es ihr instinktiv nach. Hoffentlich hat man sie nicht erwischt. Seit die Macht des Diğirs immer mehr schwindet, darf keine magische Energie mehr vergeudet werden. Es ist daher streng verboten, die Holos privat zu nutzen. Es besitzen nur noch Soldaten wie Yasmeen und die Wissenden des Rates überhaupt die Geräte dafür. Die einzige Ausnahme bildet der kleine Projektor in meinem Ring mit dem Siegel des Geb – damit ich notfalls Hilfe rufen kann, ganz gleich, wo ich bin. Ein Prinzessinnenprivileg sozusagen.

»Ich muss los. Wir sehen uns bei deiner Zeremonie. Ich bin diejenige, die am lautesten schreit.« Ihr Bild wird immer durchscheinender, während sie mir noch einen letzten Blick zuwirft. »Du hast Besuch.«

Ihr Hologramm erlischt vollends, und ich starre stirnrundelnd an die Stelle, an der sie verschwunden ist. Langsam dringt der frische Geruch von Sandkraut in meine Nase.

Ich drehe mich zur Tür um, doch dort ist niemand. Mit zusammengekniffenen Augen durchsuche ich den Raum und

sehe, wie eine Stelle der lebenden Wand Wellen schlägt, als wäre sie flüssig, und kurz darauf tritt Riaz hindurch.

Ich starre ihn fassungslos an.

»Du scheinst ja sehr erfreut, mich zu sehen.« Die Stimme klingt nicht enttäuscht, sondern belustigt. Ich atme tief aus und registriere, dass sich mein Herzschlag selbst nach den vielen Monaten noch immer beschleunigt, wenn ich ihn sehe. Aber vielleicht schlägt mein Herz auch nur so schnell, weil er mich so erschreckt hat.

Riaz war nie dafür bekannt, sich allzu genau an Regeln zu halten – ich hätte es mir denken können. Aber er ist jetzt ein angesehenes Mitglied des Hauses Nut und sollte seine Stellung nicht für mich riskieren. Unser Besuch bei Yasmeeen vor einem halben Jahr ist schließlich auch nicht ohne Konsequenzen geblieben. Dante hat uns täglich bei unserem Strafdienst in der Küche beobachtet, weil er die Früchte seines Verrats kosten wollte.

Während Riaz Schritt für Schritt näherkommt, verblasst der große Raum um mich herum, und die Sorgen weichen etwas zurück, als wäre das amüsierte Funkeln in seinen blauen Augen mein persönlicher Schutzschild. Was jedoch nicht bedeutet, dass er nicht vor sich selbst beschützt werden muss.

»Wenn mein Vater dich hier findet, gibt es Ärger. Du solltest gehen.« Natürlich meine ich nicht, was ich da sage, und daher klingen meine Worte auch nicht so überzeugend, wie sie sollten.

»Willst du das wirklich?« Mit einem großen Schritt ist er bei mir und wie immer überwältigt mich seine Nähe. Auch wenn er es mir gegenüber nie ausgesprochen hat, weiß ich, dass er Angebote abgelehnt hat, sich mit einem anderen Haus zu verbinden. Er widersetzte sich den *Empfehlungen*

des Herrschers von Heliopolis und stellte sich damit gegen die Häuser, die ihn gerne in ihrer Familie gehabt hätten. Riaz hätte einfach ein Mädchen aus einer der anderen Familien heiraten können. Er schafft es jedoch immer, mir seine Gefühle so deutlich zu machen, dass ich nie ernsthaft darüber nachgedacht habe, ob er diese Entscheidung eines Tages bereuen würde. Bis heute zumindest.

Die Angst, die Worte auszusprechen, lähmt mich.

»Was ist, wenn ...«, setze ich an, doch ich komme nicht dazu, mehr zu sagen.

Riaz legt mir sanft den Zeigefinger auf den Mund und schüttelt den Kopf. »Ich weiß, wie es hier drin ist. Vor einem Jahr war ich es, der fast durchgedreht ist und einfach alles infrage gestellt hat.«

Das Schlimmste, was passieren könnte, steht noch immer unausgesprochen zwischen uns.

»Du hast keinen Grund zu zweifeln«, fährt er fort und wischt unsere Angst beiseite. Aber ich habe die kleine Falte auf seiner Stirn gesehen und höre die winzige Unsicherheit in seiner Stimme.

»Es sei denn, du würdest lieber ...« Seine plötzliche Hilflosigkeit ist so rührend und unsinnig zugleich, und dieses Mal bin ich es, die ihn nicht aussprechen lässt, worüber er zutiefst erleichtert ist.

Wie konnte ausgerechnet er zweifeln? Er ist der wundervollste Mensch, den ich kenne. Freundlich zu allen, intelligent, humorvoll. Er hat damals keine Sekunde gezögert, für Malaks Familie zu kämpfen, ihnen Arbeit zu besorgen und sie nicht länger von Almosen abhängig sein zu lassen. Er hat mir gute Argumente geliefert, um meinen Vater zu überzeugen. Voller Liebe sehe ich ihn an, und erst jetzt bemerke ich seine

Kleidung, die Uniform für offizielle Anlässe unserer Soldaten: die enge Hose und die Tunika aus weißem Neoferrum mit der darüberliegenden Weste aus hellem Leder, in der die Insignien seines Hauses eingelassen sind. Er sieht so erwachsen aus, so offiziell. Seine Zweifel scheinen ihn auch bei der heutigen Kleiderwahl angetrieben zu haben. Er wirkt regelrecht herausgeputzt, vermutlich weil er weiß, dass Dante es ebenso halten wird. Er sollte mich eigentlich gut genug kennen. Wissen, dass es mir darauf nicht ankommt. Er bemerkt meinen kritischen Blick und antwortet auf meine Gedanken.

»Selbst wenn ich dich wirklich überzeugt habe, gilt das nicht für deinen Vater und die anderen.« Er legt seine Stirn gegen meine. Die Wärme seiner Haut erhitzt den achtstrahligen Stern, der an feinen Kettengliedern zwischen meinen Brauen hängt. Meinen Vater hat Riaz schon längst überzeugt. Er wünscht sich von Herzen, dass ich glücklich bin.

Doch um unsere Verbindung auch als Herrscher gutheißen zu können, gibt es klare Regeln. Wenn ich heute nicht die Insignie des Herrscherhauses empfangen, stimmt der Rat über die anderen Kandidaten ab. Von daher ist es vielleicht tatsächlich nicht falsch, die Anwesenden der Ratsmitglieder zu beeindrucken.

Auf Riaz' Gesicht tritt ein nahezu schüchterner Ausdruck und ich werde sofort neugierig. »Ich habe etwas für dich«, sagt er, während er in seiner Hosentasche wühlt, als wäre sie so groß wie die Brunnen des Palastes.

Mit einem triumphierenden Ausdruck zieht er seine Hand nach oben, und zwischen uns baumelt eine zart funkelnde Kette, dünn wie ein paar ineinander verschlungene Haare und im ersten Moment nahezu unsichtbar. Es dauert einen Moment, bis ich den kleinen, schwankenden Anhänger ge-

nau ansehen kann. Eine winzige Pyramide, so fein gearbeitet, dass Riaz Stunden damit verbracht haben muss. Ich kenne seine Arbeit, seine Begabung und seine Magie.

Ich nehme das Kunstwerk, das nur in etwa so groß ist wie der Nagel meines kleinen Fingers, zwischen Daumen und Zeigefinger, spüre die Gravur des Symbols, das wir in der Schule als eines der ersten der toten Sprachen der Erde gelernt haben und das uns seither niemals losgelassen hat. Ich bin gerührt, wie er es mit unseren gemeinsamen Plänen verbindet. Das Ankh – das Leben – und all seine Geheimnisse in Form einer Pyramide.

Mit belegter Stimme hauche ich ein Dankeschön, während er die Kette hält und seine Magie die Luft um uns knisternd auflädt. Einzelne Glieder öffnen sich und Riaz legt mir die Kette um und schiebt sie anschließend unter meinen Schal. Beim Einatmen rieche ich Leder, Neoferrum und Sandkraut. Er ist süchtig nach den aus den Blättern des Sandkrauts hergestellten Dragees, die er ständig lutscht, sodass dies sein ganz eigener Geruch ist.

Riaz hebt mein Kinn und drückt mir einen sanften Kuss auf die Lippen.

»Ich werde zu dir halten, Ash. Mir ist es gleich, welches Zeichen du in deinem Nacken trägst, ich werde nach der Zeremonie bei deinem Vater offiziell um deine Hand anhalten.«

Ich reiße die Augen auf und weiche ein Stück zurück, bevor ich mich Riaz in die Arme werfe und ihn so fest drücke, dass ihm die Luft wegbleibt.

Für einen Moment vergesse ich alle Sorgen, während sich in meinem Kopf die perfekte Zukunft entfaltet, die Riaz und ich uns so oft ausgemalt haben. So viele wilde Ideen, die wir verwirklichen wollen, so viele Missstände, die wir gemeinsam

verändern könnten, so viele Geheimnisse, die es zu ergründen gibt. Jetzt könnte der Zeitpunkt gekommen sein, den Wolkenschlössern Taten folgen zu lassen. Und nichts kann uns jemals trennen.

»Nun lass mich mal wieder Luft holen«, verlangt Riaz lachend, aber ich denke nicht daran und küsse ihn.

Irgendwann löst sich Riaz sanft von mir. »Es wird Zeit ...« Er streicht mir sanft über die Wange, ehe er mir zunickt und direkt auf die Wand zusteuert. Die Luft ist mittlerweile nahezu elektrisch geladen, die Härchen auf meinen Unterarmen richten sich auf. Er muss sehr viel Energie für seine Magie einsetzen, ehe die Wand erneut zu flimmern beginnt und anschließend Wellen schlägt. Riaz tritt mitten hinein und wendet sich mir zu. Mit einem letzten aufmunternden Lächeln in meine Richtung macht er einen Schritt zurück und schließt die Mauer hinter sich.

Von unten erklingen die ersten Trommeln. Ich muss mich bereithalten. Kurz greife ich nach der Pyramide auf meiner Brust, als könnte dieser winzige Anhänger mich vor allem beschützen, und tatsächlich reduziert sich das Tempo meines Herzschlags. Nicht die Magie schenkt mir Hoffnung, wie es in die Säulen dieses Raumes graviert ist, sondern das Vertrauen, das Riaz mir entgegenbringt. Hoffnung auf eine glückliche Zukunft – mit ihm an meiner Seite.

»Prinzessin.«

Bemüht ruhig, um nicht ertappt zu wirken, wende ich mich der Stimme zu und atme sofort erleichtert auf. Malak steht in dem schlichten Kaftan mit der roten Bordüre, dem Zeichen der Dienerschaft meines Vaters, an der Tür – einem leuchtenden Durchgang direkt neben dem Abbild der Letzten Stadt – und verbeugt sich vor mir.

»Seid Ihr bereit?« Er tritt zur Seite und deutet mit der Hand den langen Flur entlang, der stetig nach unten führt, direkt zum Zeremonienplatz.

»Ist man das jemals?«, frage ich zurück und trete neben ihn. Er schüttelt lächelnd den Kopf.

»Und ich habe dir schon ein paarmal gesagt, dass du mich nicht siezen sollst«, setze ich hinzu.

»Ich habe meine Befehle, Prinzessin.« Malaks Gesicht wirkt zerknirscht.

»Wer hat dir die Befehle gegeben? Mein Vater?« Ich balle die Hände zu Fäusten. Malak ist einer meiner ältesten Freunde und wird gezwungen, mir plötzlich als mein Diener gegenüberzutreten. Schlimm genug, dass er seine widerspenstigen Haare, die früher sein ganzes Gesicht umrahmt haben, jetzt immer streng nach hinten kämmen und mit ein paar Fasern bändigen muss, um sie im Zaum zu halten. Ohne seine wilden Locken wirkt er viel älter und ernster. Ich hole tief Luft, sehe ihm fest in die Augen und spreche in dem gebieterischen Prinzessinentonfall, den man mir versucht hat beizubringen: »Ich befehle dir, mich weiterhin wie einen normalen Menschen zu behandeln.« Um zu unterstreichen, dass sich nichts zwischen uns verändert hat, umarme ich ihn.

Es ist für uns alle ein Schock gewesen, dass er das Leere Zeichen erhalten hat und nur einem der niederen Gewerke nachgehen kann.

»Natürlich, Prin... Akasha.« Malaks Stimme erklingt direkt an meinem Ohr, er drückt mich kurz an sich, ehe er mich ernst ansieht. »Der Befehl kam aber nicht von deinem Vater, sondern von Leemal. Wir sollten jetzt los. Dein Vater wartet nicht gerne.«

Ich werfe noch einen letzten Blick in den Spiegel, der jetzt

nur noch mein Abbild zeigt, und verfluche Leemal, den ersten Berater meines Vaters und Befehlshaber über unsere Soldaten, während wir schon Seite an Seite den steinernen Korridor entlanggehen, der in einer Spirale nach unten führt. Tausende von Initianten müssen bereits die vom Hause Tefnut entzündeten Flammen passiert haben, sind den endlosen Kurven gefolgt, die im Kleinen die Spirale des Tempeläußeren wiedergeben. Waren sie voller Hoffnung oder erfüllt von Angst?

Wieder einmal fällt mir der unnatürliche Stillstand der Flammen auf. Feuer sollte wild sein, lebendig, stets in Bewegung. Von den Feuerbändigern wird es dazu verklavt, immer in derselben Form zu bleiben und still sein Licht zu verbreiten. Genauso fühle ich mich oft. Von meinem Vater und dem Volk in eine Form gepresst.

Prinzessin. Dieser Titel bringt mehr Zwang mit sich als Freiheit. Ich bin der Schatten meines Vaters, soll all seine Entscheidungen unterstützen und dabei keine eigene Meinung haben, geschweige denn eigene Entscheidungen treffen. Als offizielle Thronfolgerin wäre das anders. Sollte ich aber nicht das Mal des Hauses Geb oder zumindest das von Nut erhalten, bin ich gezwungen, auf Heiratsangebote zu hoffen, über die dann der Rat der Wissenden abstimmen wird. Ich presse meine Zähne zusammen, als ich daran denke, wer außer Riaz noch das Zeichen der hohen Häuser trägt.

Malak legt sanft seine Hand auf meinen Unterarm. Streng darauf bedacht, die Zeichnungen der Häuser nicht zu verschmieren.

»Es wird alles gut werden, Akasha.«

So oft, wie ich diese Worte heute gehört habe, sollte ich eigentlich daran glauben. Und doch kann ich die Stimme nicht abschütteln, die mir sagt, dass alles anders kommen wird.



17. Nisannu 6996 nach Atum

Akasha«, zischt Malak und hält mich zurück. Völlig in Gedanken versunken, wäre ich beinahe direkt durch das Hologramm in die Vorzeremonie geplatzt.

»Danke«, flüstere ich ihm zu.

»Ich an deiner Stelle wäre auch aufgeregt«, sagt er lächelnd.

Die Gesänge der sieben Wissenden, die den Häusern als Oberhäupter vorstehen, werden lauter. Ihre Worte schweben bis zu uns, kommen von mehreren Seiten versetzt, ehe mitten in einem Crescendo plötzlich eine unnatürliche Stille eintritt. Haus Osiris, Wächter über die Zeit, hat gerade den Schall angehalten.

Gänsehaut überzieht meinen Körper. Mit dem Verstummen der Trommeln scheint auch mein Herz ausgesetzt zu haben. Beim Versuch, mich vorsichtig der Holowand zu nähern, um durch die kleinen, zu einem Kunstwerk geformten Löcher zu schauen, bemerke ich, wie ich zittere. Der Druck, der auf mir lastet, ringt mich nieder. Es steht so viel auf dem Spiel.

Malak betätigt einen unsichtbaren Schalter neben der Holowand, und das dekorative Kunstwerk vor uns wird durchlässiger, sodass ich auch von meiner Position aus hin-

durchsehen kann. Ich werfe ihm ein angestrenktes Lächeln zu – zu mehr bin ich nicht in der Lage – und trete näher.

Mein Vater tritt soeben aus dem Kreis der Wissenden heraus. Als Vertreter des Hauses Geb ist er Herr über den Diğir.

Erhobenen Hauptes schreitet er zu dem Altar in der Mitte der Arena, auf dem eine Schale in Form des achtstrahligen Sterns ruht: Darin ruht der Diğir, das magische Gestein, bedeckt mit dem Element, aus dem unser Planet besteht: Sand. Nur aus Sand haben unsere Ahnen nach ihrer Ankunft alles hier erschaffen: den Stein und das Glas der Gebäude und zuletzt das Neoferrum, aus dem wir Maschinen sowie einfache Kleidung herstellen können.

Vaters Seidengewänder flattern in einer lautlosen Brise, vermutlich hervorgerufen durch verbündete Windflüsterer des Hauses Tefnut. Mein Vater überlässt nichts dem Zufall. Jede Zeremonie ist perfekt arrangiert und demonstriert seine Macht und die Loyalität der Häuser absolut überzeugend. In diesen schweren Zeiten braucht er den Rückhalt der anderen großen Familien und auch die des Volkes. Als mein Vater sich, von meinem Standpunkt aus gesehen, vor den Altar stellt und beide Hände über die Schale mit Sand hält, ist immer noch nicht das geringste Geräusch zu hören.

Die einzelnen Sandkörner kommen in Bewegung, steigen wie ein kleines Abbild der zahlreichen Windhosen jenseits der Mauer empor und legen den Blick auf den Diğir frei, dessen Funkeln Lichtreflexe bis zur letzten Säule des Amphitheaters wirft. Langsam schwebt der Kristall nun empor, bricht auch noch das schwächste Licht einer jeden Fackel in seine tausend Farben.

Wie immer, wenn der Diğir freigelegt wird, sieht man in den Gesichtern der Anwesenden den lautlosen Ausdruck von

Begeisterung und Ehrfurcht. Hätte Osiris nicht alle Laute angehalten, würde man das kollektive Aufkeuchen hören können.

Vater greift mit beiden Händen mitten in den wirbelnden Sand und fasst den Diğir fest an den Seiten. Früher kam mir der Kristall mindestens doppelt so groß vor, aber da war ich eben selbst noch kleiner. In einer fließenden Bewegung hebt mein Vater den Diğir hoch über seinen Kopf.

Haus Osiris stoppt die Beeinflussung des Schalls und der plötzliche dröhnende Applaus lässt mich zusammenzucken und schmerzt in meinen Ohren.

Mein Vater dreht sich mit dem Diğir zu allen Seiten um, bis der Jubel der Menge abflacht.

»Bewohner von Heliopolis«, setzt er an und wartet, bis das Publikum ruhig wird. »Heute ist ein großer Tag für unser Volk. Meine geliebte Tochter Akasha wird heute ihre Insignie empfangen. Heißt sie unter den Erwachsenen willkommen.«

Das ist mein Stichwort. Ich hole tief Luft, sammle jede Zuversicht, ehe Malak die Holowand verschwinden lässt. Ein letztes Mal zupfe ich am Schal meiner Mutter und trete, begleitet vom Klimplern der Münzen an meinem Gürtel, aus dem Schatten des Tempels zu meinem Vater.

Er schenkt mir ein mildes Lächeln, das seine Augen nicht erreicht. Er macht sich ebenso Sorgen, vielleicht überlegt er sich bereits Rechtfertigungen gegenüber den Wissenden, oder er plant schon die Hochzeit mit einem rangniedereren Gefährten für mich, sollte ich nicht mindestens Riaz' Insignie tragen. Bis vor wenigen Generationen verlieh der Diğir den Nachkommen immer das Zeichen der Eltern. Doch so wie sich unsere Welt verändert hat, veränderte sich auch der Kristall und hat immer weiter an Macht eingebüßt. So wird es zu-

mindest erzählt. Es heißt, dass er aufgrund des Schwindens der Magie jetzt sorgfältiger auswählt und niemand mehr ein Geburtsrecht auf die Fortsetzung der magischen Blutlinie hat. Doch das hat für mich noch nie Sinn ergeben. Schnell schiebe ich die ablenkenden Gedanken beiseite.

Der Jubel um mich herum wird immer lauter, und ich werfe verstohlene Blicke in die tobende Menge, suche nach den zwei Augenpaaren, die mir Sicherheit verleihen würden.

Ich bin fast bei meinem Vater angekommen, als ich sie entdecke: Yasmeen strahlt regelrecht und schickt mir Luftküsse zu, die ich mit einem zaghaften Lächeln erwidere. Riaz' Augen leuchten im Funkeln des Diğirs übernatürlich blau. Die Zuversicht, die er noch immer ausstrahlt, legt sich wie ein warmer Mantel über mich und ringt die Gänsehaut nieder.

Inzwischen ist mein Vater neben den Altar getreten und ich stelle mich ihm gegenüber auf. In seinem Blick ringen Herrscher und Vater, wechseln sich Warnung und Mitgefühl ab, Vorwurf und Hoffnung. Seit dem Verschwinden meiner Mutter sehe ich diese Mischung ständig. Jede noch so kleine Verfehlung meinerseits macht es schlimmer – für ihn und mich. Ich versuche ja, eine gute Tochter und Prinzessin zu sein, doch es gibt zu viele Ungerechtigkeiten und Ungereimtheiten, über die ich zu laut nachdenke. Etwas, das den anderen sechs Wissenden niemals zu Ohren kommen darf.

Was jetzt kommen wird, kann ich weder zum Positiven noch zum Negativen verändern, es liegt außerhalb meiner Macht. Allein der Diğir entscheidet, welche Gabe ich erhalte und welche Insignie zukünftig mein Leben prägt. Ich beneide die früheren Initianten, die nicht wie ich heute allein vor den Diğir treten mussten. Doch die Zeiten, in denen unsere Welt so groß war, dass es unzählige Jugendliche im selben Alter

gab, die weite Strecken über das Land zur Initiation in der Hauptstadt zurücklegen mussten, sind längst vergangen.

Ich lasse die Luft in einem tiefen Atemzug meine Lungenflügel füllen und stoße beim Ausatmen alle negativen Gedanken von mir, wie ich es in der Schule gelernt habe.

Vater senkt den Diğir, bis er ihn mit ausgestreckten Händen auf Brusthöhe über der Säule hält. Der Sand in der Schale ist inzwischen komplett in sich zusammengesunken und türmt sich wieder und wieder zu kleinen Dünen wie die ewige Wüste jenseits der Stadtmauern.

»Akasha Themis, Tochter von Zaahir.« Er macht eine bedeutungsvolle Pause. Jeder im Publikum weiß, dass an dieser Stelle Mutters Name genannt werden müsste und welche Bestrafung es ist, hier – im Angesicht des heiligen Kristalls – den Namen nicht auszusprechen. Ob er es für das Publikum macht oder seine eigenen Gefühle gerade nicht unter Kontrolle hat, weiß ich nicht.

Ich schlucke und presse die Zähne zusammen. Vaters Kehlkopf hebt sich ebenfalls. Es ist also tatsächlich das Gefühl des Verrates, das ihn dazu angetrieben hat.

»Mit dem heutigen Tag hast du dein sechzehntes Lebensjahr vollendet und den Wert deines Daseins unter Beweis gestellt. Nun wird der heilige Kristall mit dir abrechnen.«

Er reicht mir wie in Zeitlupe den Diğir, den ich ebenso auf Brusthöhe vor mir über der Säule halte. Vater tritt zur Seite und befiehlt mir emotionslos: »Nimm deine Position ein.«

Gleich darauf spüre ich die Magie, die er gerade wirkt. Er ist so begabt, dass die Täuschung der sanften Berührung an meiner Wange wie real wirkt. Ich weiß, dass er mich nicht anders behandeln kann als jeden anderen Initianten und eine Täuschung das Einzige ist, womit er mir seine Gefühle

zeigen kann. Ich lächle unwillkürlich, während ich mich vor ihn stelle. Mein Blick richtet sich nicht auf das Publikum, sondern ausschließlich auf den Diğir in meinen Händen. Mein Nacken kribbelt, als würden zahlreiche Skarabäen im Kreis rennen. Ich spüre die Magie, die Macht des heiligen Kristalls, die in pulsierenden Wellen aus ihm heraus durch meine Hände und mitten in mein Herz fließt.

Plötzlich fühle ich mich, als könnte ich das erste Mal in meinem Leben frei atmen, als wäre ich mein Leben lang gebückt gegangen und könnte mich nun endlich aufrichten. Die Luft ist plötzlich von so vielen neuen Gerüchen getränkt, Aromen, die ich zuvor niemals wahrgenommen habe. Für einen Moment bin ich völlig irritiert und sehe unauffällig zu Riaz und Yasmeen hinüber, die mir beide aufmunternd zulächeln.

»Schließ die Augen und besinne dich auf deinen wahren Wert. Der Diğir wird diesen nach außen tragen.«

Die Stimme meines Vaters zittert leicht, als er mich anweist, den Kopf zu senken, damit er die Insignie, die gleich in meinem Nacken erscheinen wird, sofort sehen kann. Ich neige meinen Oberkörper so weit, dass erst das Symbol auf meiner Stirn, dann meine Haut direkt den Kristall berührt. Gleißendes Licht sticht durch meine geschlossenen Lider, ein sengender Schmerz fährt mir direkt ins Gehirn. Ich will den Kristall fallen lassen, den Kontakt zu ihm abbrechen, mir an die Stirn greifen, um irgendetwas gegen diesen Schmerz zu unternehmen. Doch ich bin nicht dazu in der Lage. Der Diğir quält mich, während mein Vater hinter mir den Schal meiner Mutter lockert und meinen Nacken freilegt.

Eiskalter Wind vertreibt die Wärme des Halstuches, und dennoch kann mein Körper nicht erschauern, solange ich dem Bann des Kristalls unterliege. Ich ringe nach Atem, Trä-

nen quellen unter meinen geschlossenen Lidern hervor, bis das Leuchten nachlässt und mit ihm der Schmerz abflaut.

Ich bin wieder in der Lage, mich selbst zu bewegen, und hebe den Kopf. Die Anspannung weicht in mehreren keuchenden Atemzügen aus meinem Körper, kaum dass ich die Augen geöffnet habe.

Starke Hände greifen nach mir, halten mich an meinen Oberarmen aufrecht. Eine dritte Person nimmt mir behutsam den Diğir ab.

Ich spüre die Blicke der Menge auf mir. Die Blicke der Gottesfürchtigen, denen nur die Insignie Beweis genug ist, dass ich würdig bin, nach meinem Vater den Thron zu besteigen. Für die ein Mal im Nacken mehr zählt als Taten. Die Menschen auf den farbigen Rängen sehen ihren Stand als gottgegeben an. Sie beobachten mich mit Argwohn. Doch auch auf den unteren Plätzen gibt es zahlreiche Personen, deren Hände zum Gebet erhoben sind – ihre ineinander verschränkten Finger bilden die acht Strahlen des Diğirs, während die Daumen das Dreieck der *Atum* bilden. Andere tippen sich mit Daumen und Zeigefinger erst an die Stirn, dann auf die linke, anschließend auf die rechte Brust.

Diejenigen, die einfach nur abwarten – meist die jüngeren Jahrgänge –, sind diejenigen, die so sind wie ich. Die zwar sehen, dass es Magie gibt, aber sie nicht über alles stellen. Für sie ist Magie eine Art Energiequelle, die unsere Ahnen noch zu nutzen in der Lage waren.

»Bewohner von Heliopolis«, beginnt mein Vater. Seine Stimme klingt gefasst. Meine Gedanken drehen sich nur noch um die Hoffnung, die er mit nur einem Satz zerschlagen könnte. Wenn es erst ausgesprochen ist, würde auch Hoffen und Bangen nichts mehr beeinflussen.

Als würde mein Vater meine Gebete zum Diğir abwarten, hält er einen Moment inne. Haus Osiris lässt erneut den Schall verebben und die Welt verstummt. Meine Gedanken sind plötzlich so laut, Schreie der Hoffnung und Verzweiflung zugleich.

Bitte lass es Vaters Insignie sein.

Es könnte alles zum Guten kommen. Ich würde Riaz heiraten, und gemeinsam würden wir einen Weg finden, das Volk zu heilen, die Magie zu uns zurückzubringen. Ohne Geb oder Nut würde meinem Vater keine andere Wahl bleiben, als über mich zu bestimmen.

Bitte lass es das Mal des Geb sein.

Langsam lässt Haus Osiris die Geräusche zurückkehren. Leises Geflüster hallt von allen Seiten wider. Alle sind gespannt auf mein Zeichen. Von Vorfreude bis zu arrogant verzogenen Gesichtern der Wissenden sehe ich die gesamte emotionale Bandbreite im Publikum.

Bitte das Mal des Geb.

Mit rauer Stimme verkündet mein Vater die Insignie und macht damit all meine Hoffnung in einem Satz zunichte.

»Akasha Themis, der Diğir hat dir das Leere Zeichen geschenkt.«

Ein kollektives Aufkeuchen dringt vom Publikum zu mir, einzelne Schreie zerreißen die Nacht, während meine Beine endgültig nachgeben, weil die Helfer meines Vaters entsetzt zur Seite weichen, als könne das Leere Zeichen ansteckend sein. Nun ist das eingetreten, was ich bisher immer von mir geschoben habe, ja bis heute nicht einmal zu denken gewagt habe. Niemand kommt, um mir zu helfen. Das Publikum starrt in meine Richtung, sieht mich auf dem Boden liegen, doch niemand hilft mir auf.

MARIE LU

WAR CROSS

DAS SPIEL IST ERÖFFNET

 Loewe

Unverkäufliche
Leseprobe

Bisher von Marie Lu im Loewe Verlag erschienen:

Legend – Fallender Himmel
Legend – Schwelender Sturm
Legend – Berstende Sterne
Legend – Das Prequel (eShort)

Young Elites – Die Gemeinschaft der Dolche
Young Elites – Das Bündnis der Rosen
Young Elites – Die Herrschaft der Weißen Wölfin

Warcross – Das Spiel ist eröffnet

MARIE LU

WAR CROSS

DAS SPIEL IST ERÖFFNET

Aus dem Amerikanischen übersetzt
von Jessika Komina und Sandra Knuffinke





ISBN 978-3-7855-8772-0

1. Auflage 2018

erschienen 2017 unter dem Originaltitel *Warcross* bei

G. P. Putnam's Sons

an imprint of Penguin Random House LLC

Copyright © 2017 by Xiwei Lu.

Für die deutschsprachige Ausgabe © 2018 Loewe Verlag GmbH, Bindlach

Aus dem Amerikanischen übersetzt von Jessika Komina und Sandra Knuffinke

Umschlagfotos: © Tithi Luadthong/Shutterstock.com,

© panupong prommongkol/Shutterstock.com, © nienora/Shutterstock.com,

© pixelparticle/Shutterstock.com

Umschlaggestaltung: Ramona Karl

Redaktion: Sarah Braun

Printed in Germany

www.loewe-verlag.de

*Für Kristin und Jen,
die mein Leben verändert haben
und nach all den Jahren immer noch für mich da sind*

Es gibt wohl keinen Menschen auf der Welt, der noch nicht von Hideo Tanaka gehört hat, dem jungen Genie, das mit gerade einmal 13 Jahren *Warcross* erfunden hat. Eine heute veröffentlichte weltweite Studie zeigt, dass überwältigende 90 Prozent aller Menschen zwischen 12 und 30 Jahren das Spiel regelmäßig, das heißt mindestens einmal pro Woche, spielen. Zur *Warcross*-Weltmeisterschaft dieses Jahr werden mehr als 200 Millionen Zuschauer erwartet. [...]

Korrektur:

In einer früheren Version dieses Artikels haben wir Hideo Tanaka fälschlicherweise als Millionär bezeichnet. Er ist jedoch Milliardär.

– NEW YORK DIGEST

MANHATTAN

NEW YORK CITY, STAAT NEW YORK

1

Es ist verdammt noch mal zu kalt für eine Jagd.

Zitternd ziehe ich mir den Schal über den Mund und wische mir ein paar Schneeflocken aus den Wimpern. Dann trete ich kräftig auf mein Elektroskateboard. Wie alles, was ich besitze, ist das Ding alt und abgenutzt, die blaue Farbe schon fast komplett abgeblättert, sodass das billige silberne Plastik darunter zum Vorschein kommt. Aber noch steckt ein bisschen Leben darin, und als ich mit der Ferse härter aufstampfe, springt das Board endlich mit einem großen Satz nach vorn, direkt in die Lücke zwischen zwei Autokolonnen. Mein regenbogenbunt gefärbtes Haar peitscht mir wild ums Gesicht.

»Hey!«, schimpft ein Fahrer, als ich mich an seinem Wagen vorbeimanövriere. Ich werfe einen Blick über die Schulter: Er droht mir durch das offene Fenster mit der Faust. »Du hättest mich fast erwischt!«

Doch ich drehe mich wieder um und beachte ihn nicht weiter. Normalerweise bin ich netter – zumindest hätte ich ihm eine Entschuldigung zugerufen. Aber heute Morgen nach dem Aufwachen habe ich einen gelben Zettel an der Tür meines Apartments gefunden, getippt in der riesigsten Schriftgröße, die man sich vorstellen kann.

RÄUMUNG IN 72 STUNDEN

Kleine Hintergrundinfo: Ich bin fast drei Monate mit der Miete im Rückstand. Wenn ich also nicht schleunigst 3 450 Dollar auftreibe, sitze ich Ende der Woche auf der Straße.

So was würde wohl jedem den Tag verderben.

Der Wind brennt auf meinen Wangen. Zwischen den Wolkenkratzern blitzt grauer Himmel auf, der stetig dunkler wird, und in wenigen Stunden werden sich die paar Schneeflocken vervielfacht haben. Autos verstopfen die Straßen, eine endlose Spur von Bremslichtern von hier bis zum Times Square, untermalt von einem Hupkonzert. Hin und wieder durchschneidet der schrille Pfiff eines Verkehrspolizisten das Chaos. Abgasgeruch hängt schwer in der Luft und aus einem offenen Lüftungsschacht quillt Dampf. Auf den Bürgersteigen wimmelt es von Menschen. Jede Menge Schüler und Studenten sind auf dem Heimweg, leicht zu erkennen an ihren Rucksäcken und riesigen Kopfhörern.

Eigentlich müsste ich eine von ihnen sein. Dieses Jahr hätte ich mit dem College anfangen sollen, aber nach Dads Tod habe ich immer öfter die Schule geschwänzt und sie irgendwann ganz abgebrochen. (Na schön – genau genommen haben sie mich wohl rausgeworfen. Aber ich wäre da sowieso nicht mehr hingegangen. Dazu später mehr.)

Ich konzentriere mich wieder auf die Jagd und sehe erneut auf mein Handy. Vor zwei Tagen habe ich folgende Nachricht erhalten:

Polizei New York, ACHTUNG!
Haftbefehl gegen Martin Hamer ausgestellt.
Belohnung 5 000 \$.

Die zunehmende Kriminalität auf den Straßen New Yorks hält die Polizei dermaßen auf Trab, dass sie mittlerweile gar keine Zeit mehr hat, selbst nach kleinen Fischen wie Martin Hamer zu fahnden, der illegal auf *Warcross*-Spiele gewettet hat. Außerdem soll er verschiedenen Leuten Geld gestohlen und Drogen verkauft haben, um sich damit sein Glücksspiel zu finanzieren. Die Bullen schicken etwa einmal pro Woche solche Benachrichtigungen raus, mit dem Versprechen einer Belohnung für denjenigen, der den Gesuchten stellt.

Und dann schlägt meine Stunde. Ich bin Kopfgeldjägerin, eine von unzähligen in Manhattan, und fest entschlossen, Martin Hamer zu schnappen, bevor mir ein Konkurrent zuvorkommt.

Jeder, der schon mal schlecht bei Kasse war, kennt das – diesen nahezu unaufhörlichen Zahlenstrom, der mir auch jetzt wieder durch den Kopf rattert. Die Monatsmiete für das schäbigste Apartment New Yorks: 1 150 Dollar. Lebensmittel: 180 Dollar. Strom und Internet: 150 Dollar. Packungen Käsemakkaroni, Ramennudeln oder Dosenfleisch, die sich zurzeit in meinem Vorratsschrank befinden: 4. Und immer so weiter. Dazu kommen noch die 3 450 Dollar ausstehende Miete und 6 000 Dollar Kreditkartenschulden.

Mein aktueller Kontostand: 13 Dollar.

Nicht gerade das, was ein normales Mädchen in meinem Alter beschäftigen sollte. Ich sollte mir Sorgen über Prüfungen oder Hausarbeiten machen. Oder darüber, dass ich meine erste Vorlesung verschlafen könnte.

Aber meine Jugend ist nun mal nicht wirklich normal verlaufen. 5000 Dollar, das ist die höchste Belohnung seit Monaten. Für mich erscheint es gerade wie alles Geld der Welt. Und genau darum tue ich seit zwei Tagen nichts anderes, als diesem Typen hinterherzujagen. Diesen Monat sind mir vier Kopfgelder hintereinander durch die Lappen gegangen. Wenn ich dieses hier auch nicht ergattere, stecke ich wirklich in Schwierigkeiten.

Dass diese Touristen immer die Straßen verstopfen müssen, denke ich, als ich gezwungenermaßen einen Umweg Richtung Times Square nehme, wo ich prompt hinter einer Karambolage aus Robotaxis auf einem Fußgängerweg stecken bleibe. Ich lehne mich auf meinem Board zurück, bremsen und rolle langsam rückwärts. Dabei checke ich noch einmal mein Handy.

Vor ein paar Monaten ist es mir gelungen, mich in das Hauptverzeichnis aller Warcrosser in New York einzuhacken und es mit den Straßenkarten auf meinem Handy zu synchronisieren. Das war gar nicht so schwer – schließlich ist jeder auf der Welt auf irgendeine Art mit jemand anderem verbunden –, aber sehr zeitintensiv. Man muss einen Weg finden, in den ersten Account einzudringen, dann kann man das Ganze auf die Freunde des Inhabers ausweiten, dann auf *deren* Freunde und am Ende hat man den Standort jedes Spielers in New York City. So konnte ich endlich den aktuellen Aufenthaltsort meiner Zielperson herausfinden, aber mein Handy ist schrottreif und der Akku liegt in den letzten Zügen. Ständig versucht es, sich auszuschalten, um Energie zu sparen, und das Display ist so dunkel, dass ich darauf kaum etwas erkennen kann.

»Aufwachen«, murmele ich und studiere mit zusammengekniffenen Augen die Pixel.

Endlich rafft sich das Ding zu einem erbärmlichen Vibrieren auf und der rote Standortpfeil auf der Karte aktualisiert sich.

Ich schiebe mich an dem Taxiknäuel vorbei und trete mit der Ferse fest aufs Board. Zuerst protestiert es, aber dann schießt es vorwärts, ein winziger Punkt in einem Meer aus Menschen.

Als ich den Times Square erreiche, ragen ringsherum Großbildschirme auf und eine Welt aus Neonlicht und Lärm verschluckt mich. Jeden Frühling wird die *Warcross*-Meisterschaft mit einem riesigen Fest eingeläutet, bei dem zwei Mannschaften bestehend aus den Topspielern der ganzen Welt gegeneinander antreten. Die diesjährige Zeremonie findet in Tokio statt, und zwar heute Abend, weshalb alle Bildschirme irgendetwas von *Warcross* zeigen: einen hektischen Mix aus berühmten Spielern, Werbung und den Highlights vom letzten Jahr. An einer Gebäudeseite läuft Frankie Denas neuestes und bislang durchgeknalltestes Musikvideo. Sie ist gekleidet wie ihr *Warcross*-Avatar – das Kostüm mit dem Glitzercape gibt es in limitierter Auflage zu kaufen – und tanzt mit einer Gruppe Geschäftsmänner in knallrosa Anzügen. Unterhalb des Bildschirms bleiben ein paar aufgeregte Touristen stehen, um mit einem Typen in selbst gemachter *Warcross*-Montur für ein Foto zu posieren.

Auf einem weiteren Monitor sind gerade fünf der Superstars zu sehen, die heute Abend am Match teilnehmen werden. Asher Wing. Kento Park. Jena MacNeil. Max Martin. Penn Wachowski. Ich verrenke mir fast den Hals nach ihnen. Sie tragen alle die neuesten Kollektionen und lächeln zu mir herunter, ihre Münder so breit, dass sie die gesamte Stadt verschlucken könnten. Dann heben sie gleichzeitig Getränkedosen ins Bild und erklären Coca-Cola zum Softdrink ihrer Wahl. Unter ihnen läuft ein Textband:

TOPSPIELER TREFFEN IN TOKIO EIN – WARCROSS EROBERT DIE WELT

Endlich bin ich über die Kreuzung und lande in einer kleineren Straße. Der rote Punkt auf meinem Handy, der meine Zielperson markiert, bewegt sich wieder. Sieht aus, als wäre Hamer in die 38. Straße eingebogen.

Ein paar Blocks lang schlängele ich mich weiter durch den Verkehr, bis ich schließlich vor einem Zeitungsstand halte. Der Standortpfeil schwebt über dem Gebäude vor mir, direkt über der Tür eines Cafés. Ich schiebe meinen Schal hinunter und atme erleichtert auf, worauf sich eine weiße Wolke in der eisigen Luft bildet. »Hab ich dich«, flüstere ich und gestatte mir ein kleines Lächeln beim Gedanken an die 5 000-Dollar-Belohnung. Ich springe von meinem E-Board, ziehe die Tragegurte heraus und schlinge es mir über die Schulter, sodass es neben meinem Rucksack hängt. Es ist noch aufgeheizt. Die Wärme dringt durch meine Kapuzenjacke und ich krümme meinen Rücken, um möglichst viel davon abzubekommen.

Im Vorbeigehen werfe ich aus Gewohnheit einen Blick auf die Titelseiten am Zeitungsstand, immer auf der Suche nach Artikeln über meinen Lieblingsstar. Ich werde fast nie enttäuscht. Und auch jetzt ist er wieder auf dem Cover einer Zeitschrift zu sehen: ein hochgewachsener junger Mann, der entspannt in seinem Büro sitzt. Dunkle Hose, gestärktes Hemd, die Ärmel lässig aufgekrempt, das Gesicht im Schatten. Unter ihm prangt das Logo von Henka Games, dem Studio, in dem *Warcross* entwickelt wurde. Ich bleibe stehen und lese die Schlagzeile.

HIDEO TANAKA WIRD 21

EXKLUSIVER EINBLICK IN DAS PRIVATLEBEN DES WARCROSS-ERFINDERS

Als ich den Namen meines Idols sehe, vollführt mein Herz einen altvertrauten Hüpf. Schade, dass ich keine Zeit habe, um ein bisschen zu schmökern. Später vielleicht. Widerstrebend wende ich mich ab, schiebe Rucksack und Board auf meinem Rücken zurecht und setze meine Kapuze auf. Die Fenster, an denen ich vorbeigehe, zeigen mir ein Zerrbild meiner selbst – das Gesicht in die Länge gezogen, ebenso die Beine in den dunklen Jeans, schwarze Handschuhe, ausgetretene Boots, verwaschener roter Schal über schwarzem Hoodie. Unter der Kapuze quellen meine Regenbogenhaare hervor. Ich versuche, mir dieses Mädchen auf einem Zeitschriftencover vorzustellen.

Sei nicht so albern. Ich schiebe den lächerlichen Gedanken beiseite, wende mich dem Caféingang zu und gehe im Geiste noch einmal die Checkliste der Ausrüstung in meinem Rucksack durch.

1. Handschellen
2. Kabelwerfer
3. Stahlkappenhandschuhe
4. Handy
5. Wechselklamotten
6. Elektroschockpistole
7. Buch

Auf einer meiner allerersten Jagden hat mich die Zielperson vollgekotzt, nachdem ich sie mit Nummer 6 traktiert hatte. Seitdem habe ich vorsorglich immer Nummer 5 dabei. Zwei Typen haben mich allen Ernstes gebissen, darum habe ich nach der nötigen Tetanusimpfung Nummer 3 hinzugefügt. Nummer 2 ist dazu da, um an schwer zu erreichende Stellen zu gelangen und schwer zu erreichende Menschen zu fangen. Mit Nummer 4 kann ich mich von unterwegs überall einhacken. Und Nummer 1? Na ja, das erklärt sich wohl von selbst.

Nummer 7 ist übrigens für lange Wartezeiten während einer Jagd. Jede Form der Unterhaltung, die keine Akkulaufzeit frisst, ist definitiv das Mitschleppen wert.

Jetzt betrete ich das gemütlich warme Café und zücke erneut mein Handy. An der Theke wartet eine Kundenschlange darauf, von einem der vier Robokassierer bedient zu werden. Die Wände sind von dekorativen Bücherregalen gesäumt und ein paar der Tische von Studenten und Touristen besetzt. Als ich die Handycamera auf die Leute richte, sehe ich auf dem Display ihre Namen über ihren Köpfen, was bedeutet, dass niemand seine Einstellungen auf »privat« gesetzt hat. Vielleicht ist der Typ, den ich suche, gar nicht auf dieser Etage des Gebäudes.

Ich schlendere an den Regalen entlang und lasse den Blick von Tisch zu Tisch wandern. Die meisten Menschen achten kaum auf ihre Umgebung. Wenn man irgendjemanden fragt, wie die Person neben ihm gekleidet war, ist die Wahrscheinlichkeit groß, dass er es nicht mehr weiß. Ich wüsste es. Könnte Outfit und Verhalten jedes einzelnen Wartenden in der Kassenschlange aufzählen, könnte ganz genau sagen, wie viele Leute an welchem Tisch saßen und dass einer

von ihnen die Schultern ein kleines bisschen zu sehr gekrümmt hielt. Sehe das Pärchen, das Seite an Seite sitzt, ohne ein einziges Wort zu wechseln, und den Mann, der peinlichst darauf bedacht ist, nur ja niemandem in die Augen zu schauen. Solche Szenen kann ich in mich aufnehmen wie ein Fotograf eine Landschaft – den Blick entspannen, analysieren, was sich mir darbietet, dann den richtigen Fokuspunkt suchen und auf den geistigen Auslöser drücken, um das gesamte Bild festzuhalten.

Ich bin stets auf der Suche nach dem Fehler im Muster, dem einen hervorstechenden Nagel.

Kurz bleibe ich an einer Gruppe von vier Jungs hängen, die auf zwei Sofas sitzen und lesen. Eine Zeit lang beobachte ich sie, lauere auf Anzeichen versteckter Kommunikation – heimlich weitergereichte Zettel oder Handynachrichten. Nichts. Ich wende meine Aufmerksamkeit der Treppe zu, die in den ersten Stock führt. Mit Sicherheit sind bereits andere Jäger dem Zocker auf der Spur – ich muss ihn mir schnappen, bevor mir jemand zuvorkommt. Eilig steige ich die Stufen hoch.

Oben ist niemand oder zumindest scheint es zunächst so. Dann aber dringen gedämpfte Stimmen an mein Ohr. Sie stammen von einem Tisch in der hintersten Ecke, abgeschirmt durch zwei Bücherregale, sodass er von der Treppe kaum zu sehen ist. Auf Zehenspitzen schleiche ich näher und spähe zwischen den Regalböden hindurch.

Am Tisch sitzt eine Frau über ein Buch gebeugt. Vor ihr tritt ein Mann nervös von einem Fuß auf den anderen. Ich hebe mein Handy. Beide haben ihre Einstellungen auf »privat« gesetzt.

Verstohlen drücke ich mich an die Wand, damit sie mich nicht entdecken, und lausche.

»Ich habe aber keine Zeit mehr bis morgen Abend«, sagt der Mann.

»Tut mir leid«, erwidert die Frau, »aber daran kann ich nicht viel ändern. Mein Chef kann Ihnen eine solche Geldsumme nicht zur Verfügung stellen, ohne zusätzliche Sicherheitsmaßnahmen zu ergreifen. Jedenfalls nicht, solange ein polizeilicher Haftbefehl gegen Sie aussteht.«

»Sie haben es mir versprochen.«

»Wie gesagt, Sir, es tut mir leid.« Die Stimme der Frau klingt ruhig und zynisch, als hätte sie diesen Satz schon unzählige Male von sich gegeben. »Es ist nun mal Spielsaison. Die Behörden sind in höchster Alarmbereitschaft.«

»Ich habe hier 300 000 Noten. Haben Sie überhaupt eine Ahnung, wie der Kurs dafür steht?«

»Natürlich. Das ist mein Job«, antwortet die Frau trocken.

300 000 Noten. Das kommt aktuell etwa 200 000 Dollar gleich. Der Typ kleckert nicht mit seinen Einsätzen. Wetten auf *Warcross* abzuschließen, ist in den Vereinigten Staaten illegal, seit die Regierung kürzlich eine Reihe von neuen Gesetzen verabschiedet hat – ein verzweifelter Versuch, mit der Technik und der wachsenden Cyberkriminalität Schritt zu halten. Wenn man auf ein *Warcross*-Match setzt und gewinnt, erhält man Spielpunkte, Noten genannt. Und jetzt kommt's: Man kann die Noten entweder online einsetzen oder draußen in der realen Welt damit zu einem Wechsler gehen, jemandem wie dieser Frau hier. Die gibt einem für die Noten bares Geld, wenn auch nicht, ohne eine Beteiligung für ihren Arbeitgeber abzuschöpfen.

»Aber das ist *mein* Geld«, protestiert der Typ weiter.

»Wir müssen uns nun mal schützen. Und diese zusätzlichen Sicherheitsmaßnahmen dauern ihre Zeit. Kommen Sie morgen Abend wieder, dann tauschen wir die Hälfte Ihrer Noten um.«

»Ich sage Ihnen doch, *ich habe keine Zeit bis morgen Abend*. Ich muss die Stadt verlassen.«

Und schon geht die Diskussion wieder von vorne los. Mit angehaltenem Atem höre ich zu. Die Frau muss mir nur noch seine Identität bestätigen.

Meine Augen verengen sich und meine Lippen verziehen sich zu einem zufriedenen kleinen Schmunzeln. Genau das hier ist der Moment, den ich an der Jagd am meisten liebe – wenn alle Puzzleteilchen, die ich bei meiner Spurensuche aufgedeckt habe, sich schließlich zusammensetzen, wenn meine Zielperson leibhaftig vor mir steht und ich nur noch zuschlagen muss. Wenn ich das Rätsel gelöst habe.

Hab ich dich.

Während das Gespräch immer hitziger wird, tippe ich zweimal auf mein Handydisplay und sende eine Nachricht an die Polizei.

Verdächtiger in körperlichem Gewahrsam.

Beinahe augenblicklich kommt eine Antwort.

NYPD IST UNTERWEGS.

Ich ziehe den Elektroschocker aus meinem Rucksack. Ganz kurz bleibt er am Reißverschluss hängen, was ein kaum hörbares Kratzen verursacht.

Das Gespräch verstummt. Durch das Regal sehe ich die Köpfe der beiden zu mir herumrucken – sie starren mich an wie Rehe im Scheinwerferlicht. Der Mann sieht die Entschlossenheit in meinem Blick. Sein Gesicht ist von einem dünnen Schweißfilm bedeckt und das Haar klebt ihm feucht an der Stirn. Ein Sekundenbruchteil verstreicht.

Ich drücke ab.

Er rast los – und ich verfehle ihn um Haaresbreite. *Gute Reflexe*. Auch die Frau springt auf, was mich jedoch nicht die Bohne interessiert. Ich setze dem Mann nach. Er stürmt die Treppe hinunter, nimmt immer drei Stufen auf einmal und stolpert fast in seiner Eile, wobei er sein Handy und ein paar Stifte verliert. Als ich das Erdgeschoss erreiche, sprintet er auf den Ausgang zu. Ich stürze ihm durch die Glasdrehtür hinterher nach draußen.

Jetzt sind wir beide auf der Straße. Passanten schreien auf, als der Mann sie grob zur Seite schubst – eine fleißig Fotos knipsende Touristin landet flach auf dem Rücken. In einer einzigen fließenden Bewegung reiße ich das E-Board von der Schulter zu Boden, springe auf und stampfe, so hart ich kann, mit der Ferse darauf. Begleitet von einem schrillen *Wuschbbb* macht das Board einen Satz nach vorn und saust los. Der Mann sieht sich um, erkennt, dass ich rapide zu ihm aufhole, und schlägt einen panischen Haken nach links, eine Seitenstraße hinunter.

Ich biege so scharf ab, dass die Kante meines Boards mit einem unschönen Geräusch über den Boden schrammt und einen langen, schwarzen Strich auf dem Asphalt hinterlässt. Ich ziele mit dem Elektroschocker auf den Rücken des Mannes und schieße.

Er brüllt auf und geht zu Boden. Sofort will er sich wieder hoch-

rappeln, aber ich bin schon bei ihm angelangt. Er packt mich beim Fußknöchel und bringt mich zum Stolpern. Ich trete nach ihm. Mit wildem Blick zieht der Typ ein Messer – ich sehe es gerade noch rechtzeitig aufblitzen. Ich versetze ihm noch einen Tritt und rolle von ihm weg, bevor er mir die Klinge ins Bein rammen kann. Dann bekomme ich seine Jacke zu fassen. Wieder feuere ich den Elektroschocker ab, diesmal trennen uns nur wenige Zentimeter. Volltreffer. Sein ganzer Körper wird steif und er bricht zuckend auf dem Gehweg zusammen.

Ich werfe mich auf ihn und stemme ihm hart das Knie in den Rücken, bis er schluchzend stillhält. Polizeisirenen nähern sich, biegen um die Kurve. Um uns herum beginnen Schaulustige, sich zu sammeln, die das Ganze mit ihren Brillen filmen.

»Ich hab nichts gemacht«, wimmert der Mann immer wieder. Er ist kaum zu verstehen, so fest drücke ich sein Gesicht auf den Asphalt. »Die Frau im Café – ich kann dir ihren Namen nennen –«

»Klappe«, schneide ich ihm das Wort ab und lege ihm Handschellen an.

Überraschenderweise zeigt er sich folgsam. Das ist nicht immer so. Dennoch lasse ich ihn nicht los, bis ich rotblaues Licht über die Gebäudemauern flackern sehe und ein Polizeiwagen neben mir hält. Erst dann stehe ich auf und trete zurück, die Hände deutlich sichtbar für die Polizisten erhoben. Mein ganzer Körper kribbelt unter dem Rausch meines Jagderfolgs, während ich zusehe, wie zwei Beamten den Mann auf die Füße zerren.

5000 Dollar! Wann hatte ich je auch nur die Hälfte einer solchen Summe zur Verfügung? Noch nie. Jetzt wird es mir zumindest eine Weile lang besser gehen – endlich kann ich den Mietrückstand

begleichen, was den Vermieter fürs Erste beruhigen sollte. Und dann habe ich immer noch 1 550 Dollar übrig. Ein Vermögen. Im Geiste gehe ich meine übrigen offenen Rechnungen durch. Vielleicht kann ich heute Abend ausnahmsweise mal etwas anderes als Instantnudeln essen.

Am liebsten würde ich Luftsprünge machen. Ich bin gerettet. Bis zur nächsten Jagd.

Es dauert einen Moment, bis mir auffällt, dass die Polizisten sich mit ihrem Gefangenen entfernen, ohne mich auch nur im Geringssten zu beachten. Mein Lächeln erlischt.

»Hey, Officer!«, rufe ich und jogge zu einer der Beamtinnen hinüber. »Nehmen Sie mich in Ihrem Wagen mit zur Wache und zahlen mir da meine Belohnung aus? Oder sollen wir uns dort treffen?«

Die Polizistin mustert mich auf eine Weise, die nicht gerade vermuten lässt, dass ich ihnen soeben einen Verbrecher auf dem Silberblett serviert habe. Sie wirkt gereizt und die dunklen Ringe unter ihren Augen deuten auf Schlafmangel hin. »Du warst nicht die Erste«, sagt sie.

Ich bleibe stehen und blinzele verwirrt. »Was?«

»Ein anderer Jäger hat uns vor dir benachrichtigt.«

Ein paar Sekunden lang kann ich sie bloß anstarren.

Dann fluche ich drauflos. »So ein Schwachsinn! Sie haben doch selbst gesehen, wie ich ihn gestellt habe. Außerdem habe ich eine Bestätigung bekommen!« Ich hebe mein Handy, um ihr die Nachricht zu zeigen. Und natürlich macht genau in diesem Moment der Akku schlapp.

Nicht, dass es einen Unterschied gemacht hätte. Die Polizistin würdigt mich sowieso keines Blickes. »Das war nur eine auto-

matische Antwort. Meinen Nachrichten zufolge stammte die erste Meldung von einem anderen Jäger. Und wer zuerst kommt, mahlt nun mal zuerst.« Sie zuckt bedauernd mit den Schultern.

Das ist so ziemlich die albernste Formalie, von der ich je gehört habe. »Von wegen!«, protestiere ich. »Wer soll denn dieser andere Jäger gewesen sein? Sam? Jamie? Die sind außer mir die Einzigen, die dieses Gebiet bearbeiten.« Entnervt winke ich ab. »Ach, was soll's, da war doch sowieso kein anderer Jäger. Sie wollen nur nicht zahlen.« Die Frau wendet sich ab, aber ich lasse nicht locker. »Ich hab hier die Drecksarbeit für Sie erledigt! Das ist ja auch der Deal – wir Kopfgeldjäger kümmern uns um die Typen, die zu fangen Sie zu faul sind. Sie sind mir was schuldig und das –«

Der Partner der Frau packt mich am Arm und versetzt mir einen so heftigen Stoß, dass ich beinahe hingefallen wäre. »Schluss jetzt«, knurrt er mich an. »Emika Chen, richtig?« Seine andere Hand ruht auf seinem Pistolenholster. »Ja, an dich erinnere ich mich.«

Mit einer geladenen Waffe werde ich mich ganz sicher nicht anlegen. »Okay, okay.« Widerstrebend weiche ich zurück und hebe die Hände. »Ich gehe ja, in Ordnung? Bin schon weg.«

»Ich weiß, dass du schon mal hinter Gittern saßt, Kleine.« Sein Blick fixiert mich, bevor er sich wieder zu seiner Partnerin umdreht. »Zwing mich nicht, dir eine weitere Verwarnung zu geben.«

Ich höre, wie sie per Funk an einen anderen Tatort gerufen werden. Der Lärm um mich wirkt plötzlich gedämpft und das Bild der 5 000 Dollar, die ich schon so greifbar vor Augen hatte, beginnt zu flimmern und verschwimmt bis zur Unkenntlichkeit. Innerhalb von nur 30 Sekunden wurde mir der sicher geglaubte Sieg entrissen und an jemand anderen weitergereicht.

2

Geknickt verlasse ich Manhattan. Es wird immer kälter und die vereinzelten Flocken haben sich in dichtes Schneegestöber verwandelt, aber der schneidende Wind in meinem Gesicht passt perfekt zu meiner Stimmung. Hier und da finden Straßenpartys statt und Leute in rot-blauen Trikots zählen lauthals die Minuten runter. Ich starre vor mich hin und lasse ihre Feierlaune an mir vorüberziehen. Das Empire State Building in der Ferne wird von allen Seiten mit *Warcross*-Bildern angestrahlt.

Früher, als ich noch im Heim gewohnt habe, bin ich oft aufs Dach geklettert, von wo aus man das Empire State Building sehen konnte. Stundenlang saß ich da, ließ die dünnen Beine baumeln und schaute mir die *Warcross*-Bilder an, bis die Sonne aufging und mich in goldenem Licht badete. Noch heute ergreift mich beim Anblick des Wolkenkratzers ein Hauch der alten Aufregung von damals.

Ein Piepsen meines E-Boards reißt mich aus meinen Tagträumen und ich blicke nach unten. Der Akku ist fast leer. Seufzend halte ich an und schlinge es mir über die Schulter. Dann krame ich in meinen Taschen nach Kleingeld und nehme den ersten U-Bahn-Eingang, den ich finden kann.

Die Dämmerung ist einem blaugrauen Abend gewichen, als ich schließlich den heruntergekommenen Apartmentkomplex in der

Bronx erreiche, den ich mein Zuhause nenne. Diese Gegend, Hunts Point, ist die Kehrseite der Glitzerstadt New York. Die eine Wand des Gebäudes ist komplett mit Graffiti beschmiert. Im Erdgeschoss sind sämtliche Fenster mit rostigen Eisenstäben vergittert. Neben den Eingangstufen türmt sich Müll – Plastikbecher, Imbissverpackungen, zerbrochene Bierflaschen –, teils gnädig verdeckt von einer dünnen Schneeschicht. Hier gibt es keine leuchtenden Werbebildschirme und über die schlaglochübersäten Straßen fahren keine schicken Robocars. Ich lasse die Schultern hängen, meine Füße sind schwer wie Blei. In meinem Magen gähnt noch immer ein Loch, aber im Moment weiß ich nicht, ob ich lieber was essen oder mich direkt ins Bett legen will.

Ein Stück die Straße hinunter richten sich ein paar Obdachlose für die Nacht ein. Vor dem heruntergelassenen Rollgitter eines Ladeneingangs schlagen sie ihre Zelte auf und breiten ihre Decken aus. Ihre abgewetzten Klamotten haben sie mit Plastiktüten gefüttert. Betrübt wende ich den Blick ab. Auch sie waren einmal Kinder, hatten vielleicht Familien, die sie geliebt haben. Wie sind sie hier gelandet? Wie würde ich an ihrer Stelle aussehen?

Ich quäle mich die Stufen zur Tür hoch. Im Flur stinkt es wie immer nach Katzenpisse und schimmeligen Teppichen und durch die dünnen Wände höre ich das Geschrei der Nachbarn, einen bis zum Anschlag aufgedrehten Fernseher, ein weinendes Baby. Ich entspanne mich ein bisschen. Vielleicht habe ich ja Glück und laufe meinem Vermieter nicht über den Weg, mit seinem Unterhemd, seiner Jogginghose und seinem roten Gesicht. Vielleicht kann ich wenigstens noch eine Nacht ungestört schlafen, bevor ich mich morgen früh mit ihm auseinandersetzen muss.

An meiner Tür klebt eine neue Räumungsmitteilung, genau dort, wo ich die alte abgerissen hatte. Einen Moment lang starre ich nur erschöpft darauf und lese sie noch einmal.

RÄUMUNGSMITTEILUNG

NAME DER MIETERIN: EMIKA CHEN
SOLLTE DER ZAHLUNGSRÜCKSTAND
NICHT AUSGEGLICHEN WERDEN,
ERFOLGT DIE RÄUMUNG IN 72 STUNDEN.

Musste er denn so dringend einen neuen Zettel aufhängen? Damit auch bloß jeder im Haus weiß, was los ist? Muss er mich noch mehr demütigen? Ich reiße die Mitteilung ab, zerknülle sie in der Faust und bleibe kurz stehen, den Blick auf die nun leere Stelle vor mir gerichtet. Eine vertraute Verzweiflung macht sich in mir breit, eine wachsende Panik, die in meiner Brust pocht, wie um aufzuzählen, was ich schuldig bin. Miete, Essen, Rechnungen, Kreditkarte. Wieder rattern mir die Zahlen durch den Kopf.

Wo soll ich nur bis übermorgen das Geld herbekommen?

»Hey!«

Ich zucke zusammen. Mr Aslo, mein Vermieter, kommt aus seinem Apartment und stakst mit finsterer Miene auf mich zu. Sein Gesicht weist Ähnlichkeit mit dem eines Fisches auf und sein dünnes orangerotes Haar steht zu Berge. Ein Blick in seine blutunterlaufenen Augen verrät mir, dass er mal wieder high ist. Na toll. Das bedeutet Diskussionen. *Ich kann mich heute nicht mit noch jemandem anlegen.* Hastig krame ich nach meinem Schlüssel, aber es ist zu spät – also straffe ich die Schultern und hebe das Kinn.

»Hey, Mr Aslo.« Ich habe es ziemlich gut raus, seinen Namen so auszusprechen, dass er wie *Arschloch* klingt.

Er stiert mich an. »Du gehst mir schon die ganze Woche aus dem Weg.«

»War keine Absicht«, wiegele ich ab. »Ich hab jetzt einen Job als Kellnerin, darum muss ich morgens immer früh raus und –«

»Wer braucht denn heute noch Kellnerinnen?« Misstrauisch kneift er die Augen zusammen.

»Na ja, die im Diner. Und andere Arbeit gibt es nicht. Ich hab gesucht.«

»Du wolltest heute zahlen.«

»Ich weiß.« Ich atme tief durch. »Ich komme später rüber, dann reden wir –«

»Hab ich was von später gesagt? Ich will die Kohle jetzt! Und du kannst gleich noch 100 Dollar draufschielen.«

»Was?«

»Die Miete ist diesen Monat gestiegen. Im ganzen Block. Ist halt 'ne gute Wohnlage.«

»Das ist unfair!«, protestiere ich. »So was können Sie nicht machen – das haben Sie sich doch gerade ausgedacht!«

»Willst du mal wissen, was unfair ist, Kleine?« Mr Aslo funkelt mich an und verschränkt die Arme. »Dass du ganz umsonst hier haust.«

Ich hebe die Hände. Das Blut steigt mir in die Wangen, ich kann die Hitze spüren. »Ich weiß ... aber ich ...«

»Was ist mit Noten? Hast du mehr als 5 000 davon?«

»Wenn ich die hätte, würde ich sie Ihnen geben.«

»Dann überleg dir halt was anderes«, schnauzt er und deutet mit seinem Wurstfinger auf mein Skateboard. »Wenn mir das Ding noch

einmal unter die Augen kommt, mache ich Kleinholz draus. Verkauf es und gib mir das Geld.«

»Das ist doch höchstens 50 Dollar wert!« Ich mache einen Schritt nach vorn. »Hören Sie, ich tue alles, was Sie wollen, ich versprech's Ihnen, ich *schwör's* Ihnen«, purzeln mir die Worte in einem wirren Schwall aus dem Mund. »Aber bitte geben Sie mir noch ein paar Tage Zeit.«

»Jetzt pass mal auf, Kleine.« Er hebt drei Finger, einen für jeden Monat, den ich mit der Miete im Rückstand bin. »Von deiner Mitleidsmasche kann ich mir nichts kaufen.« Er lässt den Blick an mir herabwandern. »Wie alt bist du, 18?«

Ich erstarre. »Ja.«

Er deutet mit dem Kinn Richtung Haustür. »Frag mal beim *Rockstar Club* an. Die Mädels da machen 400 die Nacht, nur weil sie ein bisschen auf den Tischen tanzen. *Du* könntest vielleicht sogar 500 verdienen. Und die interessiert auch deine Polizeiakte nicht.«

Ich verdrehe die Augen. »Glauben Sie, das habe ich noch nicht versucht? Die nehmen nur Leute ab 21.«

»Ist mir egal, was du machst. Donnerstag ist die Bude leer, klar?« Mr Aslo brüllt jetzt, dass mir die Speicheltröpfchen ins Gesicht fliegen. »Und blitzsauber!«

»Als wär sie das beim Einzug gewesen!«, schreie ich zurück. Aber er hat schon kehrtgemacht und marschiert zurück zu seiner Wohnung.

Langsam atme ich aus, als er die Tür hinter sich zuknallt. Mein Herz hämmert gegen den Brustkorb und meine Hände zittern.

Ich muss an die Obdachlosen mit dem leeren Blick und den hängenden Schultern denken und dann an die Mädchen, die ich hin

und wieder aus dem *Rockstar Club* kommen sehe, mit verschmier-tem Make-up und in einer Wolke aus Rauch und Schweiß und billigem Parfüm. Mr Aslos Drohung ist eine Erinnerung daran, was aus mir werden könnte, wenn ich nicht bald ein bisschen Glück habe. Wenn ich nicht bald ein paar schwere Entscheidungen treffe.

Ich muss einen Weg finden, sein Mitleid zu wecken. Ihn weichzukochen. *Geben Sie mir noch eine Woche und ich schwöre, Sie bekommen die Hälfte des Geldes. Versprochen.* Während ich den Schlüssel umdrehe und die Tür öffne, übe ich das Gebettel schon mal im Geiste.

Bis auf das blaue Neonlicht, das durchs Fenster hereinfällt, ist es dunkel. Ich schalte das Licht ein, pfeffere meinen Schlüsselbund auf die Küchentheke und die zerknüllte Räumungsmitteilung in den Müll. Dann blicke ich mich um.

Das Apartment ist winzig, ein einziges, vollgestopftes Zimmer. Die gestrichenen Wände sind von Rissen durchzogen. Eine der Glühbirnen in der einsamen Deckenlampe ist kaputt und auch die zweite flackert leicht, wartet darauf, dass jemand sie ersetzt, bevor sie endgültig den Geist aufgibt. Auf dem ausklappbaren Esstisch liegt meine *Warcross*-Brille. Es ist ein älteres Modell, darum konnte ich sie billig mieten. Neben der Küchenzeile stehen zwei aufeinandergestapelte Pappkartons mit allem möglichen Zeug, vor dem Fenster liegen zwei Matratzen auf dem Boden und den restlichen Platz nehmen ein Uraltfernseher und eine durchgesessene senfgelbe Couch ein.

»Emi?«

Eine gedämpfte Stimme dringt unter der Decke auf der Couch hervor. Meine Untermieterin setzt sich auf, reibt sich übers Gesicht und fährt sich mit der Hand durch den blonden Haarwust. Keira. Offenbar ist sie mit ihrer *Warcross*-Brille eingeschlafen, deren Ab-

druck sich noch immer über ihre Wangen und Stirn zieht. Nase-rümpfend sieht sie zu mir hoch. »Hast du etwa wieder einen von deinen Typen dabei?«

Ich schüttele den Kopf. »Nein, heute nicht«, antworte ich. »Hast du Mr Aslo deine Hälfte der Miete gegeben?«

»Oh.« Sie weicht meinem Blick aus, lässt die Beine von der Couch baumeln und greift nach einer halb leeren Tüte Chips. »Ich geh am Wochenende zu ihm.«

»Dir ist schon klar, dass er uns Donnerstag rausschmeißt, oder?«

»*Mir* hat keiner was gesagt.«

Ich umklammere die Lehne unseres einzigen Stuhls. Sie hat die Räumungsmittelung nicht gesehen, weil sie den ganzen Tag nicht die Wohnung verlassen hat. Ich atme tief durch, rufe mir in Erinnerung, dass auch Keira keine Arbeit findet. Nach fast einem Jahr vergeblicher Mühe hat sie schließlich aufgegeben und sich komplett in sich zurückgezogen. Mittlerweile verbringt sie den Tag mit nichts anderem als *Warcross*-Spielen.

Ich kenne dieses Gefühl der Hilflosigkeit nur zu gut, aber heute bin ich einfach zu abgekämpft, um noch viel Verständnis für sie aufzubringen. Ob sie wohl erst begreift, dass wir kein Zuhause mehr haben, wenn wir mit unserem Kram auf der Straße stehen?

Ich ziehe Schal und Kapuzenpullover aus und gehe in meinem Lieblings-Tanktop zum Herd, um Wasser aufzusetzen. Dann schlen-dere ich zu den beiden Matratzen.

Keira und ich haben zwischen unseren Betten eine provisorische Trennwand aus zusammengeklebten alten Pappkartons aufgebaut. Ich habe auf meiner Seite eine golden leuchtende Lichterkette befestigt, um sie so hübsch und gemütlich wie möglich zu gestalten.

An der Wand daneben hängen eine Karte von Manhattan, voll mit meinen Kritzeleien, Zeitschriftencover mit Hideo Tanaka, eine handgeschriebene Bestenliste von *Warcross*-Amateuren und eine Weihnachtsbaumkugel aus meiner Kindheit. Das wertvollste Stück aus meinem Besitz ist ein altes Gemälde von meinem Dad – das letzte, das mir noch geblieben ist. Die Leinwand, die neben meiner Matratze an der Wand lehnt, ist eine einzige bunte Explosion, die Farben dick und strukturiert aufgetragen, als wären sie noch ganz frisch. Früher hatte ich mehr von seinen Bildern, aber mit der Zeit musste ich sie verkaufen, immer, wenn es finanziell eng wurde, musste ich Stück für Stück die Erinnerung an ihn fortgeben, um seine Abwesenheit zu überleben.

Ich lasse mich auf die Matratze plumpsen, die ein lautes Quiet-schen von sich gibt. Das Werbeschild des Schnapsladens gegenüber taucht die Wände in blaues Neonlicht. Ich liege ganz still, lausche dem ewigen Heulen der Polizeisirenen in der Ferne und starre auf einen alten Wasserfleck an der Decke über mir.

Wenn Dad jetzt hier wäre, würde er, ganz wie es sich für einen Dozenten für Modedesign gehört, geschäftig durch die Wohnung wuseln, Farben mischen und in alten Gläsern Pinsel auswaschen. Vielleicht würde er an seinem Lehrplan für das Sommersemester feilen oder über Entwürfen für die New York Fashion Week brüten.

Ich lasse den Blick durch den Raum schweifen und stelle mir vor, er wäre da, eine gesunde, nicht von der Krankheit gezeichnete Version von ihm: seine hochgewachsene, schlanke Silhouette im Gegenlicht an der Tür, sein blau gefärbtes Haardickicht, das im Dunkeln silbrig schimmert, sein sorgfältig getrimmter Dreitagebart, die schwarz gerahmte Brille, das verträumte Gesicht. Er würde ein

schwarzes Hemd tragen, hochgekrempelt, sodass die bunten Tätowierungen an seinem rechten Arm zu sehen sind, und sein gesamtes Auftreten wäre absolut makellos – hochglanzpolierte Schuhe und perfekt gebügelte Hose –, bis auf die winzigen Farbspritzer an seinen Händen und in seinem Haar.

Ich muss lächeln bei der Erinnerung daran, wie ich mit baumelnden Beinen auf einem Stuhl saß und auf die Pflaster an meinen Knien hinuntersah, während mein Vater mir mit auswaschbarer Tönung bunte Strähnen ins Haar färbte. Meine Wangen waren noch tränenüberströmt, nachdem mich in der Schule ein anderes Kind so heftig geschubst hatte, dass ich schluchzend und mit Löchern in meiner Lieblingsjeans nach Hause rannte. Dad summte vor sich hin, während er sich um meine Haare kümmerte. Als er fertig war, hielt er mir einen Spiegel hin und ich schnappte entzückt nach Luft. *Sehr trendy, sehr Givenchy*, kommentierte er und tippte mir dabei sachte auf die Nase. Ich kicherte. *Besonders, wenn wir es so frisieren. Siehst du?* Er nahm mein Haar zu einem hohen Pferdeschwanz zusammen. *Aber gewöhn dich nicht zu sehr daran – in ein paar Tagen wäscht sich das aus. So, und jetzt bestellen wir Pizza.*

Dad hat immer gesagt, meine Schuluniform sei ein Pickel im Antlitz New Yorks. Und dass ich mich stets anziehen solle, als sei die Welt ein viel besserer Ort, als sie in Wirklichkeit ist. Wenn es regnete, füllte er das Haus mit Blumen. Er vergaß, sich nach dem Malen die Hände abzuwischen, und hinterließ überall bunte Fingerabdrücke. Von seinem bescheidenen Gehalt kaufte er am liebsten Geschenke für mich oder er gab es für Kunstmaterial, wohltätige Zwecke, Kleidung und Wein aus. Er lachte zu gern, verliebte sich zu schnell und trank zu viel.

Dann, als ich elf war, kam er eines Nachmittags nach Hause, setzte sich auf die Couch und starrte ausdruckslos vor sich hin. Er war beim Arzt gewesen. Und sechs Monate später war er nicht mehr da.

Der Tod hat die gemeine Angewohnheit, rücksichtslos all die Fäden zu durchschneiden, die man so sorgfältig zwischen Gegenwart und Zukunft gespannt hat. Den Faden, der zum Tag deines Collegeabschlusses führt, an dem dein Dad dich mit Blumen in deinem Wohnheim empfängt. Den Faden, an dessen Ende er dein Hochzeitskleid entwirft. Den, an dessen Ende er jeden Sonntag zum Essen in dein zukünftiges Zuhause kommt und sein schiefer Gesang dich so sehr zum Lachen bringt, dass dir die Tränen kommen. Ich hatte Hunderttausende dieser Fäden, doch dann wurden sie an einem einzigen Tag durchtrennt und ich blieb mit nichts als einem Stapel Rechnungen und Spielschulden zurück. Dads Tod ließ mir nicht mal ein Ziel, auf das ich meine Wut hätte richten können. Ich konnte nichts tun, als sie in den Himmel zu schreien.

Nachdem er gestorben war, fing ich an, seinen Look zu kopieren – wildes, buntes Haar (so ziemlich der einzige Luxus, den ich mir gönne) und ein Arm voller Tattoos (aus Mitleid gratis gestochen von Dads altem Tätowierer).

Ich betrachte die Bilder, die meinen linken Arm bedecken, und streiche leicht darüber, angefangen beim Handgelenk bis hoch zur Schulter: leuchtendes Blau und Türkis, Gold und Rosa – eine Pfingstrosenblüte (Dads Lieblingsblume), Häuser, die sich im Stil eines Escher-Gemäldes aus Meereswellen erheben, eine Abfolge von Noten, Planeten vor einem Weltraumhintergrund, zur Erinnerung an all die Nächte, in denen Dad mit mir zum Sternegucken aufs Land gefahren ist. Sie enden mit einer schmalen Zeile, die sich über

mein linkes Schlüsselbein zieht, ein Mantra, das Dad mir eingebläut hat und das ich mir noch heute vorsage, wenn ich mal wieder die Hoffnung verliere.

Zu jeder verschlossenen Tür gibt es einen Schlüssel.

Zu jedem Problem gibt es eine Lösung.

Abgesehen natürlich von dem Problem, das ihn mir genommen hat. Und dem, das ich gerade habe. Bei dem Gedanken würde ich am liebsten die Augen zumachen und mich zusammenrollen, mich hinabsinken lassen an einen vertrauten dunklen Ort.

Das Brodeln des aufgesetzten Wassers reißt mich gerade noch rechtzeitig aus meiner Abwärtsspirale. *Steh auf, Emi*, ermahne ich mich.

Ich quäle mich aus dem Bett, schlurfe in die Küche und krame nach Instantnudeln. (Abendessen: 1 Dollar.) Mein Vorrat ist um eine Schachtel Makkaroni geschrumpft. Ich werfe Keira, die immer noch auf der Couch vor der Glotze hockt (gebrauchter Fernseher: 75 Dollar), einen finsternen Blick zu. Seufzend reiße ich die Nudelpackung auf und lasse den Inhalt ins Wasser gleiten.

Irgendwo im Gebäude wird gefeiert, wummernde Musik dringt an mein Ohr. Jeder Lokalsender zeigt heute irgendetwas, was mit der Eröffnungsfeier zu tun hat. Keira bleibt beim Zappen hängen, als ein Zusammenschnitt der Highlights aus dem letzten Jahr präsentiert wird. Dann gibt es einen Schnitt zu fünf Experten, die im obersten Stockwerk des Tokyo Domes sitzen und hitzig darüber debattieren, welches Team gewinnen wird und warum. Unter ihnen im Halbdunkel liegt die Arena mit 50 000 jubelnden Fans, erleuchtet nur von herumwandernden roten und blauen Scheinwerfern. Goldenes Konfetti regnet von der Decke.

»Scheint, als wären wir uns alle einig, dass es noch nie eine so spannende Wildcard-Aufstellung gab wie dieses Jahr!«, schwärmt eine der Expertinnen, einen Finger aufs Ohr gedrückt, um über dem Lärm überhaupt etwas hören zu können. »Einer von ihnen ist sogar eine echte Berühmtheit.«

»Genau!«, stimmt ihr der Nebenmann enthusiastisch zu und auch die anderen nicken. Im Hintergrund startet ein Video, das einen Jungen zeigt. »DJ Ren hat sich bereits einen Namen in der französischen *Underground*-Musikszene gemacht – aber jetzt wird ihn *Warcross* ganz nach *oben* katapultieren!«

Während die Experten weiter über die neuen Spieler diskutieren, schlucke ich einen Anflug von Neid herunter. Jedes Jahr nominiert ein geheimes Komitee 40 Amateure, die sogenannten Wildcards, als Kandidaten für die Mannschaftsaufstellung. Wenn man mich fragt, sind das die größten Glückspilze der Welt. Meine Polizeiakte disqualifiziert mich leider automatisch dafür.

»Reden wir doch mal über Publikumszahlen. Glaubt ihr, wir brechen diesmal wieder einen Rekord?«, fragt die erste Expertin.

»Das letzte Jahr wird schwer zu toppen sein, aber möglich wäre es«, erwidert ein dritter Kollege. »Damals hatte das Endspiel insgesamt 300 Millionen Zuschauer. 300 *Millionen*! Mr Tanaka muss wirklich stolz sein.« Wieder verändert sich der Hintergrund und zeigt nun das Logo von Henka Games, gefolgt von einem Video über den *Warcross*-Erfinder.

In dem Clip verlässt Hideo Tanaka in einem perfekt sitzenden Smoking einen Wohltätigkeitsball. An seinem Arm klammert sich eine junge Frau, der er seinen Mantel um die Schultern gelegt hat. Für einen 21-Jährigen wirkt er viel zu kultiviert und ich beuge mich

vor, um ihn durch das Blitzlichtgewitter genauer in Augenschein zu nehmen. In den letzten Jahren hat sich Hideo von einem schlaksigen Teenie-Genie in einen eleganten jungen Mann mit eindringlichem Blick verwandelt. *Höflich*, so beschreiben ihn die meisten. Mehr weiß niemand mit Sicherheit, abgesehen von seinen engsten Vertrauten. Dennoch vergeht kaum eine Woche, in der er nicht die Titelseite irgendeiner Klatschzeitschrift ziert, die ihm Affären mit diesem oder jenem Starlet nachsagen und ihn immer wieder an die Spitze ihrer endlosen Listen setzen. Jüngster. Schönster. Reichster. Begehrtestester.

»Dann wollen wir doch mal sehen, wie viele Zuschauer wir heute Abend haben!«, fährt die Expertin fort. Eine Zahl erscheint auf dem Bildschirm und alle applaudieren. 520 Millionen. Allein bei der Eröffnungsfeier. Damit ist *Warcross* offiziell das größte Event der Welt.

Ich nehme den Topf mit meinen Nudeln mit zur Couch und stopfe sie mechanisch in mich hinein, während Keira und ich weiter auf den Fernseher starren. Interviews mit kreischenden Fans, die gerade den Tokyo Dome betreten, die Gesichter bunt geschminkt, in den Händen selbst gebastelte Plakate. Stadionarbeiter, die ein letztes Mal die Technik überprüfen. Dokumentationen wie bei den Olympischen Spielen, die Fotos und Videos von jedem der Gamer zeigen. Danach folgen alte Spielszenen – zwei Mannschaften, die in *Warcross*' endlosen virtuellen Welten gegeneinander antreten. Ein weiterer Schwenk auf die jubelnde Menge, dann sieht man die Profispielers backstage in ihren Garderoben. Lächelnd und mit erwartungsvoll funkelnden Augen winken sie in die Kamera.

Ein wenig verbittert macht mich das schon. Ich könnte eine von ihnen sein, wäre genauso gut wie sie, wenn ich die Zeit und das

Geld hätte, den ganzen Tag zu spielen. Das weiß ich genau. Aber stattdessen sitze ich hier, esse Instantnudeln direkt aus dem Topf und frage mich, wie ich mich durchschlagen soll, bis die Polizei die nächste Kopfgeldjagd eröffnet. Wie das wohl ist, so ein perfektes Leben? Als Superstar, der von allen vergöttert wird? Wenn man seine Rechnungen pünktlich bezahlen und sich alles leisten kann, wonach einem der Sinn steht?

»Was machen wir denn jetzt, Em?«, bricht Keira das Schweigen. Ihre Stimme klingt hohl. Diese Frage stellt sie mir jedes Mal wenn es brenzlich wird, als wäre ich allein für unsere Rettung verantwortlich. Doch heute halte ich den Blick stur weiter auf den Fernseher gerichtet und antworte nicht. Angesichts der Tatsache, dass ich noch genau 13 Dollar besitze, ist meine Lage wohl aussichtsloser denn je.

Ich lehne mich zurück und jongliere fieberhaft mit Ideen. Ich bin eine gute – nein, eine hervorragende – Hackerin, aber niemand würde mir Arbeit geben. Ich bin zu jung und zudem vorbestraft. Wer würde schon eine verurteilte Identitätsbetrügerin einstellen? Wer lässt einen seine Geräte reparieren, wenn er weiß, man könnte dabei seine Daten stehlen?

So ist es nun mal, wenn man vier Monate Jugendknast in seiner Akte stehen hat – verbunden mit einer zweijährigen Computersperre. Na klar, hin und wieder benutze ich natürlich trotzdem mein aufgemotztes Handy und meine Brille – aber es hindert mich daran, mich für einen richtigen Job zu bewerben, einen, in dem ich wirklich gut wäre. Wir hatten Glück, dass wir überhaupt dieses Apartment mieten durften. Alles, was ich bisher an Land ziehen konnte, sind vereinzelte Kopfgeldjagden und meine Teilzeitstelle im Diner – und von der kann ich mich auch verabschieden, sobald sie

sich eine Robokellnerin zulegen. Ansonsten bliebe mir wohl nur noch, mich einer Gang anzuschließen oder auf Raubzüge zu gehen.

Gar nicht mal so abwegig.

Ich hole tief Luft. »Keine Ahnung. Ich könnte Dads letztes Gemälde verkaufen.«

»Em ...«, fängt Keira an, redet aber nicht weiter. Ihr ist sowieso klar, dass mein Angebot sinnlos ist. Selbst wenn wir alles verscherbeln würden, was sich in unserem Apartment befindet, würden wir wahrscheinlich kaum mehr als 500 Dollar zusammenbekommen. Und die werden Mr Aslo bei Weitem nicht davon abhalten, uns auf die Straße zu setzen.

Eine vertraute Übelkeit nistet sich in meinem Magen ein und ich reibe mir über das Tattoo an meinem Schlüsselbein. *Zu jeder verschlossenen Tür gibt es einen Schlüssel.* Aber was, wenn das hier die Ausnahme ist? Wenn ich aus dieser Geschichte nicht heil herauskomme? Auf keinen Fall werde ich rechtzeitig genug Geld auftreiben können. Es gibt keinen Ausweg. Ich kämpfe gegen die Panik an, den Sog der Abwärtsspirale, und zwingt mich, ruhiger zu atmen. Mein Blick wandert vom Fernseher hinüber zum Fenster.

Egal, wo in der Stadt ich bin, ich weiß immer ganz genau, in welcher Richtung mein altes Kinderheim liegt. Und wenn ich es zulasse, verschwindet das Apartment um mich herum und ich bin zurück in den engen, dunklen Räumen mit der abblätternden gelben Tapete. Ich sehe, wie die älteren Kinder mich den Flur hinunterjagen und auf mich eindreschen, bis ich blute. Spüre die Bisse der Bettwanzen, den brennenden Schmerz von Mrs Devitts Ohrfeigen. Höre mich gedämpft in meinem Etagenbett weinen, während ich mir vergeblich vorstellte, wie mein Vater mich aus diesem Loch

rettet. Fühle unter meinen Fingern den Maschendraht des Zauns, über den ich schließlich kletterte und floh.

Denk nach. Du findest eine Lösung, meldet sich eine hartnäckige Stimme in meinem Kopf. Das ist nicht dein Leben. Du wirst hier nicht ewig bleiben. Du bist nicht dein Vater.

Im Fernsehen werden nun die Lichter im Tokyo Dome gedimmt und der Jubel steigert sich zu ohrenbetäubendem Gebrüll.

»Und damit sind wir am Ende unserer Vorberichterstattung zur *Warcross*-Eröffnungsfeier!«, ruft einer der Experten mit heiserer Stimme. Er und seine Kollegen heben die Hände zum Victoryzeichen. »Liebe Zuschauer zu Hause, es wird Zeit. Setzen Sie Ihre Brillen auf und machen Sie sich bereit für das *Event – des – Jahres!*«

Keira hat ihre Brille bereits auf. Ich blicke zum Esstisch, wo meine eigene liegt.

Es gibt immer noch Leute, die *Warcross* für nichts als ein albernes Spiel halten. Andere behaupten, es sei revolutionär. Für Millionen von uns dagegen ist es der einzige absolut verlässliche Weg, unsere Probleme zu vergessen. Ein riesiges Kopfgeld ist mir durch die Lappen gegangen, morgen, wenn ich mich zu meinem Job ins Diner schleppen muss, wird wieder mein Vermieter vor der Tür stehen und lauthals sein Geld einfordern und in ein paar Tagen werde ich obdachlos sein und nicht wissen, wohin ... aber heute Abend kann ich gemeinsam mit allen anderen meine Brille aufsetzen und mich im Zauber von *Warcross* verlieren.

▲▲▲ Mechthild Gläser ▲▲▲

Bernsteinstaub



Loewe

Unverkäufliche
Leseprobe

Von Mechthild Gläser bisher im Loewe Verlag erschienen:

Stadt aus Trug und Schatten

Nacht aus Rauch und Nebel

Die Buchspringer

Emma, der Faun und das vergessene Buch

Bernsteinstaub

Mechthild Gläser



Für Christian



ISBN 978-3-7855-8860-4

1. Auflage 2018

© 2018 Loewe Verlag GmbH, Bindlach

Dieses Werk wurde vermittelt durch die

Literarische Agentur Thomas Schlück GmbH, 30827 Garbsen.

Umschlag- und Innenillustrationen: Annabelle von Sperber

Umschlaggestaltung: Michael Dietrich

Redaktion: Sarah Braun

Printed in Germany

www.loewe-verlag.de

Prolog

*D*er Herr der Zeit war alt geworden. Na ja, gut, alt war er schon beinahe so lange, wie er sich zurückerinnern konnte. Also schon eine ganze Weile. Dennoch lasteten die Jahre mit einem Mal schwerer auf seinen Schultern als zuvor. Der Arm, in dem er gerade eine Seele hielt, zitterte vor Anstrengung. Natürlich versuchte er, sich zusammenzureißen, sich nichts anmerken zu lassen. Es war die Seele eines guten Menschen, die er trug, und er wollte, dass sie sich sicher und geborgen fühlte, während er sie auf die andere Seite brachte. Nicht so, als würde ein schwächer Greis sie womöglich jeden Moment in die tosenden Fluten fallen lassen. Die Wellen leckten und zerrten heute besonders bedrohlich an seiner Barke.

Der Herr der Zeit schloss die Augen und atmete langsam ein und wieder aus. Mit der freien Hand fischte er eine Taschenuhr aus den Tiefen seines Gewandes und klappte sie auf. Es war ein eigentümliches Gebilde, schwer, groß wie eine Untertasse. In den goldenen Deckel hatte jemand Schriftzeichen eingraviert, die so alt waren, dass nicht einmal er sie noch lesen konnte. Und anstelle des Ziffernblattes prangte dort ein kompliziertes Etwas aus

Zahlen und Zahnrädern, Federn und einer schier unüberschaubaren Anzahl von Zeigern. Manche davon drehten sich rasend schnell, andere so langsam, dass es aussah, als wären sie stehen geblieben, und wieder andere hüpfen hin und her, als könnten sie sich nicht entscheiden, wohin sie wollten. Er kniff die müden Augen zusammen, um besser sehen zu können.

Ja, es war eindeutig an der Zeit, dass jemand anderes diesen Job übernahm. Der Herr der Zeit seufzte und wiegte die Seele in seinem Arm zur Beruhigung ein wenig hin und her, während er davon träumte, sich zur Ruhe zu setzen. Und weil die Zeit für ihn wie ein Kreis war, in dem zugleich alles schon geschehen war, noch geschehen würde oder haargenau in diesem Augenblick geschah, wusste er, dass es bald so weit sein würde.

Er wusste, dass es bereits begonnen hatte: Mit einem Jungen, der mit einer ungewöhnlichen und Furcht einflößenden Gabe auf die Welt gekommen war. Mit einem wundersamen Ort unter den Grundmauern eines Amphitheaters, den es eigentlich gar nicht hätte geben dürfen. Er wusste, dass es beginnen würde: Mit jenem seltsamen Tag, an dem in London die Uhr von Big Ben verkehrt herum laufen würde. Und er wusste, dass es jetzt, in diesem Augenblick, begann: Mit einem Mädchen, das drauf und dran war, alles, was es kannte, hinter sich zu lassen, um einem älteren Ehepaar in einen Abwasserkanal zu folgen.

Er hatte sogar ganz genau vor Augen, wie weit über ihm an der Erdoberfläche der dazugehörige Berliner Herbstmorgen stürmte und Laub über eine Straße im Stadtteil Spandau wirbelte. Das Mädchen beugte sich dort gerade tiefer über seinen Fahrrad-

lenker und trat in die Pedale. Ophelia war nämlich wieder einmal viel zu spät dran. Die erste Stunde fing bereits in fünf Minuten an. Englisch, sie sollten heute einen Vokabeltest schreiben. Also biss sie sich auf die Unterlippe und legte noch einen Zahn zu. In Windeseile bog sie um die nächste Ecke, fuhr ein Stück über den Bürgersteig und nahm dann die Abkürzung durch den Park.

Sie war es natürlich gewohnt, sich abzuhezten. Schon seit der ersten Klasse passierte es ständig, dieses Phänomen, das weder Ophelia selbst noch ihre Lehrer sich erklären konnten: Irgendwo auf dem Weg zwischen ihrer Haustür und dem Schulhof entglitt ihr die Zeit, sie schien einfach verloren zu gehen ... Nur selten schaffte sie es vor dem Klingeln ins Gebäude.

Dabei war Ophelia keine Transuse, keine Träumerin. Sie führte mit ihren sechzehn Jahren sogar einen ziemlich tadellosen Kalender und hatte ihr Leben auch sonst recht gut im Griff, fand der Herr der Zeit. Hausaufgaben zum Beispiel gab sie stets pünktlich ab, Verabredungen mit ihren Freundinnen vergaß sie nie und bei den Aktionen der Umwelt-AG war meist sie es, die alle zusammentrommelte und Flyer oder Plakate organisierte. Überhaupt, niemand, der Ophelia kannte, wäre wohl auf die Idee gekommen, dass sie sich noch heute auf den Weg nach Paris machen und dort in eine ganz und gar merkwürdige Geschichte verstricken würde. Noch ahnte ja nicht einmal sie selbst etwas davon.

Noch hatte sie niemandem von dem Staub erzählt.

Dazu kam ihr das Ganze sowieso viel zu aberwitzig vor.

Der Kies des Weges knirschte unter den Reifen ihres Mountainbikes, während der Wind an ihren haselnussfarbenen Haaren

zerrte und sie trotz der Anstrengung frösteln ließ. Es war nicht mehr weit, nur noch den Hügel hinauf, dann zwei Häuserblocks entlang und über die Kreuzung. Doch der Rest der Klasse ließ sich nun bereits an den Schultischen nieder und holte Stifte und Papier aus den Rucksäcken. Sie würde es nicht mehr rechtzeitig schaffen. Keine Chance.

Ophelia ärgerte sich über sich selbst und trat noch heftiger in die Pedale. Kurz hinter ihrer Lehrerin durch die Tür zu huschen, war das eine. Aber gleich mehrere Minuten zu spät zu kommen ... So ein Mist!

Außerdem war da schon wieder dieser seltsame Staub, der in einem schmalen Rinnsal über ihre Bettdecke gekrochen war und sie beim Aufwachen erschreckt hatte. Dieses Mal wand er sich neben ihr durchs Gras, schlängelte sich wie ein Bach zwischen den Halmen hindurch, als wollte er sie begleiten. Das Zeug war eine Mischung aus silbrigen Körnchen und Spinnweben. Schmutz, der, nun ja, sich offenbar vorgenommen hatte, Ophelia zu verfolgen. So unglaublich das auch erscheinen mochte.

Schon seit Tagen hatte sie deshalb dieses mulmige Gefühl im Bauch, das ihr zuweilen vertraut vorkam. Angefangen hatte das Ganze letzte Woche ziemlich harmlos: hier ein verirrter Fussel, der im Wind an Ophelia vorbeitrudelte, dort ein paar Körnchen, die sich vorwitzig auf der Fußmatte im Treppenhaus breitgemacht hatten. Nichts Dramatisches.

Aber die Fusseln und Körnchen hatten sich rasch in feine Ströme verwandelt, die sich nun überall durch die Stadt und in jedes Zimmer schoben, das Ophelia betrat. Und am allermerk-

würdigsten daran fand sie, dass niemand außer ihr diese komischen Flusen zu bemerken schien. Sie fragte sich, wie das überhaupt möglich war.

Und auch, wie, verdammt noch mal, der Bach jetzt plötzlich diesen Satz nach vorn machte? Wollte er ihr etwa den Weg abschneiden?

Ophelia bremste scharf, versuchte, den Lenker im letzten Moment herumzureißen. Was keine gute Idee war, bei der Geschwindigkeit, die sie inzwischen draufhatte. Herrje!

Der Herr der Zeit hielt den Atem an, während Ophelias Fahrrad unter ihr wegglikt. Das Profil der Reifen fand einfach keinen Halt mehr zwischen den Staubkörnchen.

Sie schrie auf.

Einen Wimpernschlag später landete sie hart im Kies und rollte noch ein Stück über Laub und Gras, die ihren Sturz leider kaum abdämpften. Ihre Tasche klatschte mehrere Meter von ihr entfernt zu Boden, das Fahrrad schlitterte noch etwas weiter. Unterdessen fuhr ein stechender Schmerz durch Ophelias Handgelenk und der Staub ... Der Staub kroch leise davon, heimlich, wie er es immer tat, immer getan hatte und immer tun würde.

Benommen blieb Ophelia liegen und blinzelte in den wolkenverhangenen Himmel, während der Herr der Zeit die Szenerie mit einem Kopfschütteln aus seinen Gedanken wischte. Wäre er derjenige, der diese Geschichte erzählte, er hätte wahrscheinlich hiermit angefangen: mit Ophelia und dem Staub und diesem Herbstmorgen, an dem alles seinen Lauf nahm.

Aber natürlich musste er die Seele in seinem Arm abliefern

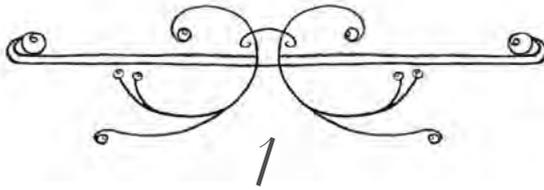
und danach warteten bereits so viele andere auf seine Dienste! Er wäre ja gern noch geblieben, wenigstens für ein paar Minuten. Vielleicht auch, bis Ophelia sich etwas beruhigt und man im Krankenhaus festgestellt hätte, dass ihr Handgelenk nicht gebrochen, sondern lediglich verstaucht war. Oder sogar, bis Ophelias Mutter ... Nein, das alles ging natürlich nicht. Auch wenn es ihm nicht gefiel, sie ausgerechnet jetzt allein zu lassen, er sollte lieber zusehen, dass er weiterkam. Am besten sofort.

Der Tod machte nun mal keine Pausen.

Und Ophelia würde es definitiv auch ohne ihn in diesen Abwasserkanal schaffen.

Erster Teil
Staub





Die meisten Leute wären wegen eines bisschen Staubs sicher nicht gleich durchgedreht. Dass meine Mutter mich deswegen über den Rand ihrer Kaffeetasse hinweg musterte, als wäre ich ein Gespenst, beunruhigte mich daher schon ein wenig. Alle Farbe war aus ihrem Gesicht gewichen, ihre Augen weit aufgerissen.

»Dein Verhalten in den letzten Tagen und nun auch noch dieser Unfall ...«, stammelte sie. »Du siehst Staub, nicht wahr, Ophelia? Staub, wo keiner sein sollte?«

Überrascht strich ich mir das regennasse Haar aus dem Gesicht. Auf dem Weg vom Krankenhaus hierher hatte mich ein heftiger Schauer erwischt und nun tropfte ich Mamas frisch gewischtem Küchenboden voll. Ich war mir sicher, dass ich bisher nicht erwähnt hatte, was genau mich und mein Fahrrad heute Morgen zu Fall gebracht hatte.

Immerhin weigerte ich mich ja selbst noch, mir einzugestehen, dass ein paar winzige Körnchen ... In jeder Großstadt gab es schließlich schmutzige Ecken, oder? Dreck sammelte sich an Straßenrändern oder in den hintersten Winkeln von Supermarktparkplätzen, unzählige Spinnweben hingen unter unzähligen

Kellerdecken. Hinter Schrankwänden verbargen sich flusige Wollmäuse. Das alles war so normal, dass vermutlich niemand je groß darüber nachdachte. Warum sollte ich das also tun?

Wieso führte ich überhaupt diese Unterhaltung, anstatt mir trockene Klamotten anzuziehen und mit meiner besten Freundin Anna zu schreiben, um Pläne für das bevorstehende Pfadfinder-camp an der Ostsee zu schmieden? Bis zu den Herbstferien war es schließlich nur noch eine Woche und wir freuten uns bereits seit Monaten auf das Zeltlager.

Doch auch jetzt krochen schon wieder ein paar dieser seltsamen Rinnsale auf mich zu. Genau wie in den letzten Tagen: gräulicher Staub, sehr fein, im Licht geheimnisvoll schimmernd und meistens irgendwo am Rande meines Sichtfeldes. Etwas, das ich nur aus dem Augenwinkel wahrnahm. Etwas durch und durch Merkwürdiges, das es eigentlich nicht geben *konnte*. Und doch war es da. Gerade zum Beispiel perlte das Zeug in zarten Tropfen über den Rand der Spüle. Waren das Halluzinationen? Wurde ich verrückt?

»Ob du Staub siehst?«, wiederholte meine Mutter und umklammerte ihre Tasse fester, während mein kleiner Bruder Lars im Nebenzimmer irgendetwas mit seinem Teddybären diskutierte.

Ich spürte, wie ich nickte und gleich darauf wieder den Kopf schüttelte. Das war doch total bescheuert! »Vermutlich habe ich bloß das Fahrradfahren verlernt«, sagte ich, zuckte mit den Schultern und versuchte mich an einem schiefen Grinsen.

Doch es war bereits zu spät. Mamas Blick durchbohrte mich.

Einen Moment lang betrachtete sie mich, als sähe sie mich zum ersten Mal. Dann griff sie ohne ein weiteres Wort nach ihrem Handy.

»Äh«, machte ich. »Habe ich irgendetwas nicht mitbekommen?«

Sie seufzte und scrollte durch die Kontaktliste. Wir beide verstanden uns die meiste Zeit über nicht sonderlich, das hatten wir noch nie. Dennoch kannte ich meine Mutter gut genug, um zu wissen, wenn sie sich um mich sorgte. Sie bekam dann dieses Grübchen auf der linken Wange, das so aussah, als bisse sie von innen darauf. Und gerade bestand ihr Gesicht aus so ziemlich nichts anderem als diesem Grübchen.

»Was ist los?«, fragte ich. »Was machst du da?«

Tatsächlich hielt sie nun doch noch einmal inne und holte tief Luft, bevor sie tonlos erklärte: »Du solltest wohl etwas über unsere Familie erfahren.«

»Unsere Familie?« Ich runzelte die Stirn, während meine Mutter plötzlich sogar ein paar Tränen fortblinzelte, die sich in ihre Augenwinkel geschlichen hatten.

»Im Grunde weiß ich selbst nicht viel. Dein Vater hat einmal gesagt, dass, falls eine seiner Töchter eines Tages von merkwürdigen Staubformationen berichtet ...«, murmelte sie und schaute wieder auf das Display ihres Smartphones. »Es ist, wie es ist, Ophelia. Tut mir leid.« Ihre Stimme wurde brüchig. »Du wirst von hier fortgehen müssen, um es zu verstehen.«

»Wie bitte?« Okay, irgendetwas lief hier schief. Und zwar gewaltig. In was für einen Albtraum war ich denn da nur hinein-

gestolpert? Erst verfolgten mich diese komischen Staubflocken und nun sollte ich deshalb auch noch *weggeschickt* werden?

Mein Mund klappte auf und wieder zu.

»D...das ist doch ein Scherz!«, stieß ich schließlich hervor. Ich starrte meine Mutter an, die jetzt auf ein Freizeichen lauschte und mir bedeutete, still zu sein.

»Ich meine, was genau hat Papa denn über mich gesagt?«, versuchte ich es trotzdem weiter. Es geschah für meinen Geschmack ohnehin viel zu selten, dass jemand in diesem Haus über Papa sprach. Selbst acht Jahre nach dem Unfall schwebte sein Tod noch immer über uns, wie eine dunkle Wolke, von der wohl alle glaubten, sie könnte sich jederzeit in einen Gewittersturm verwandeln, falls wir ihr zu nahe kämen. Ich war die Einzige, die das anders sah. Vielleicht weil ich damals mit im Wagen gesessen hatte. Weil nur ich mitbekommen hatte, wie er gestorben war.

Auch nun tat meine Mutter wieder einmal so, als hätte sie mich nicht gehört, kaum dass ich meinen Vater erwähnt hatte. Das machte sie immer, wenn es um die wirklich wichtigen Themen ging. Ab einem gewissen Punkt ließ sie mich einfach allein damit klarkommen. Ich presste die Lippen aufeinander.

»Glaub mir, es ist bestimmt besser so. Für uns alle«, sagte Mama. »Jacques und Blanche werden sich in nächster Zeit um dich kümmern und dann sehen wir wei-«

»Die Pendulettes? Aber ich dachte ...« Ich kannte meinen Großonkel und meine Großtante kaum, hatte die beiden das letzte Mal bei Papas Beerdigung gesehen. Damals hatten sie mir ein Märchenbuch geschenkt, vor dem ich mich so sehr gegruselt

hatte, dass ich ein paar Wochen auf dem Fußboden vor dem Bett meiner älteren Schwester Grete hatte schlafen müssen. Ich war noch keine neun Jahre alt gewesen.

Gut, seit Grete dann Anfang vergangenen Jahres zu ihnen gezogen war, um irgendeine Superschule in Paris zu besuchen und nach dem Abschluss die Weltherrschaft oder so zu übernehmen, hatten die Pendulettes ab und zu hier angerufen und häufiger geschrieben. Aber bisher hatte Mama das nicht sonderlich gern gesehen. Ehrlich gesagt, behauptete sie hin und wieder sogar, dass die beiden nicht mehr alle Tassen im Schrank hätten und sie meiner Schwester nur erlaubte, dort zu wohnen, weil Grete ohnehin beinahe volljährig wäre und ihre eigenen Entscheidungen treffen könnte. Woher kam also dieser Sinneswandel?

»Wieso?«, flüsterte ich, bekam jedoch keine Antwort. Ja, nicht einmal einen weiteren Blick gestand sie mir zu! Meine Hände ballten sich zu Fäusten, meine Verletzung begann wieder zu schmerzen. »Ich bin kein Kind mehr, okay? Du kannst also nicht einfach beschließen, mich zu irgendwelchen Verwandten – Mama?«

Sie drückte sich das Handy ans Ohr. »Vielleicht ziehst du dir in der Zwischenzeit etwas Trockenes an?«, schlug sie vor, noch immer, ohne mich anzusehen. »Bei diesem Regen Fahrrad zu fahren! Ich hätte dich doch vom Krankenhaus abgeholt, wenn du dich gemeldet hättest.«

Ich hielt mir das bandagierte und nun wieder fies pochende Handgelenk und kämpfte gegen den Impuls an, mir ihr Telefon zu schnappen und den Anruf zu unterbrechen. »Ich hab es auch so hinbekommen. Und ich werde bestimmt nicht –«

In diesem Moment meldete sich offenbar jemand am anderen Ende der Leitung. Meine Mutter atmete aus. »Es geht um Ophelia«, sagte sie, ohne meine Proteste weiter zu beachten. »Besser, ihr kommt sofort.«

Dass ich endgültig den Verstand verloren haben musste, wurde mir klar, als ich ein paar Stunden später tatsächlich hinter einer verrückten Alten aus einem Pariser Gulli kletterte. Ich war schließlich wild entschlossen gewesen, Mama und ihrem kryptischen Anruf bei unseren Verwandten die Stirn zu bieten. Doch stattdessen schob ich nun allen Ernstes meinen Fuß auf die nächste Sprosse einer rostigen Leiter, während meine Mutter mich zu Hause in Berlin bis auf Weiteres in der Schule krankmeldete. Über mir erkannte ich ein Stückchen dunklen Nachthimmel sowie den schillernden Turban meiner Großtante Blanche.

»Komm, Ophelia. Wir sind spät dran«, mahnte sie. Selbst wenn sie flüsterte, so wie jetzt (offensichtlich ließ man sich auch in diesem Land besser nicht dabei erwischen, wie man in der Kanalisation herumspazierte), war der französische Singsang in ihrer Stimme nicht zu überhören.

»Ich weiß«, wisperte ich zurück und stemmte mich mitsamt meinem prall gefüllten Wanderrucksack in die Höhe. Dass wir uns beeilen mussten, war natürlich meine Schuld, wie immer. Doch dieses Mal lag es nicht bloß an meinem »Unpünktlichkeitsfluch«. Die Situation war einfach zu absurd und meine Verwirrung darüber machte mich zusätzlich langsam. Darüber hinaus war der oberste Tritt der gammelige Leiter so glitschig vor

Herbstlaub, dass ich, als ich endlich oben ankam, ins Taumeln geriet. Für einen Moment verlor ich das Gleichgewicht und wäre beinahe wieder in den Kanalschacht gepurzelt.

Doch die Hand meines Großonkels, der sich als Erster von uns dreien nach oben gehangelt hatte, erwischte mich im letzten Moment und riss mich zurück.

»Hoppla«, murmelte Onkel Jacques.

Tante Blanche leuchtete mir derweil mit ihrer Taschenlampe direkt ins Gesicht. Während ich in das gleißende Licht blinzelte, versuchte ich herauszufinden, wo wir gelandet waren. Aber alles, was ich ausmachen konnte, war eine Art Hinterhof.

»Hattest du in eurer letzten Weihnachtskarte nicht erwähnt, dass du inzwischen eine geübte Kletterin wärst?«, sagte Tante Blanche, die ungefähr fünfmal so alt wie ich sein musste, mir mitsamt Turban gerade einmal bis zur Nasenspitze reichte und mich beim Aufstieg gnadenlos abgezogen hatte. Peinlich, peinlich.

Es stimmte, normalerweise liebte ich nichts mehr, als mich an einer Kletterwand in die Höhe zu schwingen und mir die Welt von oben anzuschauen. Ich war regelrecht süchtig nach diesem Kick, wenn es mir gelang, die eigene Angst zu überwinden, nach diesem winzigen Moment, in dem ich mich frei und unbesiegbar fühlte, losgelöst von allem. Aber das hier war nun mal keine Runde in der Kletterhalle, bei der es bloß darum ging, irgendeine Route zu meistern. Das hier war vollkommen beknackt. Meine Knie zitterten sogar, obwohl ich mich kaum hatte anstrengen müssen.

Höchstwahrscheinlich stand ich unter Schock oder so.

»Ich bin verletzt. Außerdem ist mein Gepäck echt schwer«, verteidigte ich mich mehr schlecht als recht. Mit der verbundenen Hand deutete ich auf den gewaltigen Rucksack, mit der anderen schirmte ich meine Augen ab. »Bitte, könntest du vielleicht irgendwo anders hinleuchten?«

Okay, das klang jetzt wirklich ein bisschen jämmerlich und so gar nicht nach mir. Ich musste dringend meine Fassung wiederfinden und zwang mich dazu, an etwas Schönes zu denken. Zum Beispiel daran, dass ich die Mathearbeit am Montag verpassen würde, weil ich gerade mit meinen Verwandten auf einem unterirdischen Fluss in der Kanalisation nach Paris geschippert bin ... Na, das funktionierte ja großartig!

»Oh, entschuldige.« Tante Blanche senkte den Lichtkegel herab, sodass ich wieder ihr vogelartiges Gesicht erkennen konnte. Ihre wässrigen Augen, die in Nestern aus Runzeln saßen, beobachteten mich. »Kann es denn jetzt weitergehen oder brauchst du eine Pause?«, fragte sie, schaffte es jedoch nicht, ihre Ungeduld zu verbergen. »Du bist blass. Ist dir übel?«

Hastig schüttelte ich den Kopf. Seit der Sache mit dem Märchenbuch hielt Tante Blanche mich wohl für eine ziemliche Memme. Und ich war momentan auf dem besten Weg, dieses Bild von mir erneut zu bestätigen.

»Mir geht's prima. Ich kann es kaum erwarten, meine Schwester und euer Haus zu sehen«, fügte ich deshalb betont enthusiastisch hinzu (gerade so, als hätte mich die superunheimliche Geschichte von Rotkäppchen und dem bösen Wolf niemals zum Weinen gebracht).

»Schön.« Sie wirbelte herum und ich beeilte mich, mit ihr Schritt zu halten.

Alles in allem erinnerte Tante Blanche verblüffend an einen zerknitterten Papagei und der Eindruck verstärkte sich noch, als sie nun in ihrem changierenden Taftkleid, den lang gezogenen Schnabelschuhen und dem mit einem riesigen Bernstein geschmückten Turban zwischen zwei Müllcontainern hindurchflatterte – Pardon – -hastete. Ihre neonpinke Handtasche baumelte dabei von ihrem Arm und komplettierte ihr Outfit um eine schreiend grelle Komponente.

Dass die Pariser Mode abgedreht sein konnte, war natürlich allgemein bekannt. Doch von älteren, wohlhabenden Damen hätte ich, ehrlich gesagt, irgendwie etwas Gedeckteres erwartet. Ein Chanel-Kostüm vielleicht. (Und ich war mir sicher, dass Tante Blanche bei unserer letzten Begegnung etwas weniger bunt dahergekommen war. Nicht einmal sie ging wohl in Neonpink zu einem Begräbnis.)

Mein Großonkel Jacques sah übrigens kaum unauffälliger aus. Seine Cordhose war zwar nicht regenbogenfarben wie Tante Blancches Kleid, sondern schlicht braun, doch dazu trug er Filzpantoffeln und ein Hemd, das so ausgefranst war, dass man befürchten musste, es könnte jeden Moment auseinanderfallen.

»Keine Sorge, bald sind wir da«, sagte er. Wie Tante Blanche war auch er alt, mindestens achtzig, schätzte ich, doch noch immer hochgewachsen. Die Falten um seinen Mund zogen elegante Linien und verliehen ihm den Glanz eines Filmhelden aus vergangenen Zeiten.

Zu dritt umrundeten wir nun einen muffelnden Haufen Abfall, während ich versuchte, die Panik, die schon wieder in mir aufkeimen wollte, niederzuringen. Nichts hiervon war normal. Gar nichts. Aber zumindest befanden wir uns nun wieder über der Erde.

»Und wann erklärt ihr mir endlich, äh ...« Ich suchte nach Worten, fand sie jedoch nicht. »Alles?«

»Nicht, wenn wir gerade Gefahr laufen, die Metro zu verpassen, weil du ja unbedingt noch einmal zurücklaufen musstest, junge Dame.« Jetzt wirkte Tante Blanche doch ein wenig außer Atem.

»Komm schon, Blanche, das ist ganz schön viel für die Kleine. Dann nehmen wir eben die nächste Bahn«, meinte Onkel Jacques, doch meine Tante schüttelte den Turban.

»Du weißt, dass ich mich mit Sybilla Cho zum Telefonieren verabredet habe.«

»Tut mir leid«, entschuldigte ich mich derweil nun schon zum insgesamt dritten Mal. Tante Blanche schien nicht einmal ansatzweise zu verstehen, wie krass der Staub und diese plötzliche Reise für mich waren. Dass ich Zeit brauchte, um all das zu verarbeiten.

Klar, sie hatten mich in Berlin nicht aus der perfekten Idylle gerissen. Natürlich waren wir keine Vorzeigefamilie. Wie auch, nach dem, was geschehen war? Papas Tod hatte eine zu große Lücke hinterlassen. Dennoch kamen wir zurecht, hatten inzwischen jede für sich einen Weg gefunden, damit umzugehen:

Mama hatte Mark getroffen und mit ihm vor fünf Jahren Lars bekommen. Grete war zum Wunderkind mutiert und hatte

irgendwann ihr Geigenköfferchen gepackt, um in die Welt hinauszuziehen. Und ich, ich hatte eben gelernt, mich an Kletterwänden und Felsen in die Höhe zu hangeln, ging mit meinen Freunden Pizza essen und protestierte ab und an gegen die Abholzung der Regenwälder. Wie selbstverständlich war ich davon ausgegangen, dass mein Leben mehr oder weniger so weiterlaufen würde wie bisher.

Als Tante Blanche und Onkel Jacques schließlich auf Mamas Anruf hin am späten Nachmittag bei uns aufgekreuzt waren, hatte ich jedenfalls beinahe gelacht. So abwegig war es mir noch immer vorgekommen, dass meine Mutter mich von einem Tag auf den anderen in verfrühte Ferien nach Frankreich abschieben wollte. Dass sie ernsthaft glaubte, ich würde dabei mitmachen!

Doch dann hatten meine Verwandten zwei äußerst schlagkräftige Argumente vorgebracht, die mich meine Meinung überdenken ließen. Das eine war der Staub. Staub, der sich auch hier gerade in glitzernden Rinnsalen zwischen Mülltonnen hindurch – und an Häuserwänden entlangschlängelte und bei jedem Schritt unter meinen Schuhen knirschte. Staub, von dem ich angenommen hatte, dass niemand außer mir ihn bemerkte.

Bis Onkel Jacques inmitten unserer Wohnung plötzlich einen großen Schritt über eines der breiteren Rinnsale gemacht hatte, das neuerdings durch die Diele floss. Bis Tante Blanche mich mit einem »Ophelia, Schatz, du bist ja groß geworden!« begrüßt hatte, während sie gleichzeitig ein paar zuvor nur für mich sichtbare Spinnweben von meiner Schulter zupfte!

Offensichtlich litten wir nämlich unter denselben abstrusen Halluzinationen ... Nun ja, Onkel Jacques und Tante Blanche hatten versprochen, dass mich in Paris eine logische Erklärung für die staubigen Spukbilder erwartete. Und deshalb folgte ich den beiden auch jetzt noch weiter in die Dunkelheit, in die sich mehr und mehr das Licht von Straßenlaternen mischte. Der Hinterhof ging in einen steinernen Torbogen über, als Nächstes war da ein zweiter, kleinerer Hof, in den bereits der Lärm vorbeifahrender Autos drang. Und dann, dann standen wir plötzlich am Rande einer belebten Straße.

Mehr noch, es war nicht bloß irgendeine Straße, sondern das Herz Montmartres! Ganz in der Nähe erhob sich die hell erleuchtete Basilika von Sacré-Cœur über unseren Köpfen in den Nachthimmel und am Fuße des Hügels glitzerte uns die Stadt entgegen. Es sah tatsächlich so aus, wie ich es mir immer vorgestellt hatte!

Ich konnte einfach nicht anders, als schon wieder stehen zu bleiben.

»Willkommen in Paris, Ophelia Pendulette«, sagte Onkel Jacques, der sich mit einem Lächeln zu mir umgedreht hatte, während Tante Blanche ungeduldig auf den Zehen auf und ab wippte.

Paris! Also wirklich! In meiner Magengrube breitete sich ein Kribbeln aus. Die Härchen auf meinen Armen richteten sich auf, obwohl das Wetter hier deutlich milder (und vor allem trockener) war als zu Hause.

Onkel Jacques musterte mich einen Moment lang. »Aufregend, was?«

»Ja.«

Er nickte. »Weißt du, ich glaube, du bist sehr vernünftig für dein Alter. Vermutlich sogar vernünftiger als Grete. Du warst schon als Kind so ernst, aber ... vielleicht wäre es einfacher für dich, das hier zuallererst als ein Abenteuer zu betrachten und dir das Grübeln für später aufzuheben?« Er zwinkerte mir zu. »Wie wäre es, wenn du einfach ein bisschen die Stadt genießt?«

Die Stadt ... Ich war noch nie in Paris gewesen. Trotzdem war es ein Gefühl, wie nach Hause zu kommen, als wir kurz darauf durch die Straßen wanderten. Vielleicht, weil ich die ersten Jahre meines Lebens zweisprachig aufgewachsen war und die Schilder und Speisekarten von Bäckereien und Cafés mir deshalb wie ein Gruß von meinem Vater erschienen? Vielleicht auch schlicht, weil die Fassaden der gewaltigen Stadthäuser mit den schmiedeeisernen Balkonen, gepaart mit dem Akkordeonspiel eines Straßenmusikers, mir an diesem bisher merkwürdigsten aller merkwürdigen Tage meines Lebens zur Abwechslung einmal herrlich normal vorkamen.

Ich nahm einen tiefen Atemzug kühler Pariser Abendluft, dann einen zweiten und einen dritten, bis das schwummrige Gefühl in meinem Kopf, das mich seit dem Morgen nicht losgelassen hatte, endlich begann, ein wenig abzuflauen. Na gut, ein Abenteuer also. Abenteuer waren zumindest besser als Nervenzusammenbrüche, oder?

Möglicherweise hatte Onkel Jacques recht und ich war wirklich ein wenig falsch an die Sache herangegangen. Nun besuchte ich also meine Schwester in Frankreich, so was machten Leute doch

andauernd. Man reiste hierhin und dorthin zu den unmöglichsten Zeiten. Anna war letztes Jahr auch zwei Wochen von der Schule beurlaubt worden, um bei der Hochzeit ihrer Cousine in Australien dabei sein zu können. Das Ganze war doch im Grunde gar nicht so spektakulär, oder? Recht unüberlegt und auch ein bisschen unorthodox zustande gekommen, okay. Aber, hey, durfte man nicht mal spontan sein?

Wir nahmen die Metro ins 3. Arrondissement und ich befürchtete, dass Tante Blanche wie ein exotischer Vogel zwischen den übrigen Fahrgästen wirken würde. Doch auf den Sitzen auf der anderen Seite des Gangs saßen zwei Punks, deren Haare sogar noch bunter waren als Tante Blanchés Turban. Und Onkel Jacques' Filzpantoffeln erschienen plötzlich geradezu seriös gegenüber den Plateautiefeln aus weißem Lack, die eine Frau zusammen mit pflaumenfarbenem Lippenstift und einem knappen Kleid ausführte. Davon abgesehen befanden wir uns eindeutig in einer ganz normalen Großstadt und nicht in irgendeinem gruseligen Märchenwald oder so.

Zwar sah ich auch hier natürlich noch immer den Staub, der da und dort über einen der Sitze sickerte oder von der Aktentasche eines Geschäftsmannes tröpfelte, doch ich tat vorerst so, als bemerkte ich ihn genauso wenig wie beinahe alle übrigen Menschen.

Stattdessen nutzte ich die Gelegenheit, um meiner Mutter zu schreiben: *Sind jetzt in Paris. Die Fahrt war ungewöhnlich, aber zu ertragen. Melde mich später noch mal.*

Wie immer dauerte es lange, bis eine Antwort kam, weil Mama

ihr Handy so gut wie nie bei sich trug, wenn sie sich um Lars kümmerte (um ihn vor schädlicher Strahlung zu schützen). Doch heute ärgerte es mich noch mehr als sonst, dass ich fast eine halbe Stunde warten musste, bevor sie mir ein knappes *Okay* sendete. Ich konnte noch immer nicht fassen, dass sie mich einfach so fortgeschickt hatte. Ohne dass überhaupt klar war, wie lange ich weg sein würde! In meiner Kehle bildete sich ein Knoten.

»Ich schätze, es ist noch genug Zeit für ein Abendessen, findet ihr nicht auch?«, unterbrach Onkel Jacques meine Gedanken.

Ich schaute auf meine Armbanduhr und nickte geistesabwesend. Tatsächlich war es gerade einmal halb acht, unsere gesamte bisherige Reise von Berlin nach Paris hatte also nur etwas über eine Stunde gedauert. Diese Bootsfahrt ...

Anstatt mich jedoch erneut einem Thema zu nähern, das ich gerade erst beschlossen hatte zu ignorieren, konzentrierte ich mich darauf, meinen Rucksack aus der Metro zu wuchten, die Rolltreppe hinaufzufahren und Tante Blanche und Onkel Jacques weiter durch das Gewirr der Straßen und Gassen zu begleiten.

Nach einer Weile kamen wir an einem kleinen Gemüsegeschäft vorbei und bogen an einem Kiosk um die Ecke, in dessen Zeitschriftenauslage sämtliche Titelseiten natürlich über die kuriosen Probleme mit den Turmuhren auf der ganzen Welt berichteten: Seit ein paar Wochen gingen diese allerorten, von der Großstadt bis zum entlegensten Dorf, immer wieder falsch, stockten oder liefen gar für ein paar Minuten rückwärts. Und bisher hatte noch kein Uhrmacher die Ursache dieses Phänomens finden können ...

Schließlich blieben wir vor einem Hotel mit bröckelnder

Stuckfassade und einem von der Sonne gebleichten Baldachin über dem Eingang stehen. An der Hausecke glomm in Neonbuchstaben der Name *Hôtel de la Pendulette*. Allerdings waren das N und beide Ts unseres Familiennamens kaputt, weshalb man von Weitem lediglich »Hôtel de la Pedulee« las.

Die gläserne Drehtür schrappte über einen Teppichboden von undefinierbarer Farbe. Dahinter erwartete uns ein Tresen mit einer goldenen Klingel vor einer Wand voller nummerierter Schlüsselhaken. Die Rezeption war nicht besetzt, doch das schien niemanden zu stören.

Tante Blanche überlegte einen Moment, dann angelte sie einen der Schlüssel herunter und überreichte ihn mir. Der klobige Anhänger daran war aus abgegriffenem Metall und wog schätzungsweise ein Kilo.

»Zimmer 32«, verkündete sie. »Das wird dir bestimmt gefallen. Und jetzt entschuldige mich bitte, ich bin sowieso schon zu spät dran.« Sie verschwand hinter einem Vorhang in der Nähe des Eingangs.

»Äh«, sagte ich derweil zu Onkel Jacques. »Mir war gar nicht klar, dass ihr in der Tourismusbranche seid.«

»Sind wir auch nicht. Das hier ist so etwas wie unser Familiensitz«, erklärte er. »Im Grunde haben wir also bloß sehr viele Gästezimmer. Wir essen dann übrigens in einer halben Stunde, wäre dir das recht?«

»Sicher.«

»Gut.« Onkel Jacques nickte und streckte eine von Altersflecken bedeckte Hand nach mir aus. Mit den Fingerspitzen strich

er über meine Schulter. Erneut zeichnete er wie selbstverständlich das gezackte Muster der Narbe nach, die sich unter dem Stoff meines Pullovers verbarg und seit acht Jahren wie die Zahnreihe eines gefährlichen Tieres über meine Haut zog, vom Ellenbogen bis zwischen die Schulterblätter. Ich versteckte diese Narbe stets unter allen Umständen vor den Augen anderer Menschen, und sofern doch einmal jemand einen Blick darauf erhaschte, behauptete ich allenfalls patzig, ich hätte sie bei eBay ersteigert.

Aber das hier war etwas anderes.

Federleicht fuhr Onkel Jacques über das stachelige Muster, genauso, wie er es heute Nachmittag schon einmal getan hatte. »Fühl dich ganz wie zu Hause, ja?«, sagte er leise. »Schon bald wirst du alles verstehen, das verspreche ich dir.«

Ich schluckte und hoffte sehr, dass er damit recht haben würde.

Bis heute hatte es schließlich nur einen einzigen Abend in meinem Leben gegeben, der auch nur ansatzweise so unerklärlich verlaufen war wie dieser hier. Es war jener schreckliche Abend gewesen, an dem ich Papa verloren und die Narbe bekommen hatte. Der Abend des Unfalls. Der Abend, an dem ich zum ersten Mal das Gefühl gehabt hatte, etwas um mich herum wäre nicht mit rechten Dingen zugegangen.

Und irgendwas in Onkel Jacques' Blick sagte mir schon die ganze Zeit über, dass dies keine Täuschung gewesen war.

Natürlich hatten alle behauptet, meine Fantasie müsse mir damals einen Streich gespielt haben. Meine Mutter, Grete, die Lehrer ... All die Jahre hatte man mir wieder und wieder versichert, dass ich noch ein Kind und traumatisiert gewesen wäre.

Pure Einbildung wäre das alles gewesen, nicht mehr als ein böser Traum. Weil der Baum definitiv umgestürzt und nicht geflogen wäre und überhaupt ...

So lange hatten sie es mir eingeredet – bis ich es eines Tages selbst geglaubt hatte.

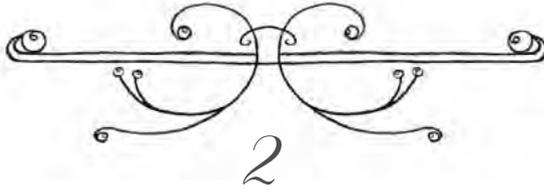
Ich war also vernünftig geworden, weil alle das von mir erwartet hatten, hatte versucht, mein Leben weiterzuleben. Doch heute ... Als Onkel Jacques mich am Nachmittag auf diese merkwürdige Weise angesehen und die Linie meiner Narbe nachgezeichnet hatte, war es mir mit einem Mal klar geworden: Was, wenn es einen Zusammenhang zwischen damals und heute gab? Zwischen jenem unerklärlichen Gewitterabend vor acht Jahren und den ebenso unerklärlichen Rinnsalen, die mich seit Neuestem verfolgten?

Wenn ich mir den schwebenden Baum genauso wenig eingebildet hatte wie heute den Bach, der mich zu Fall gebracht hatte?

Da formte sich nämlich so ein Ziehen in der Gegend um meinen Bauchnabel, wann immer ich diesen Staub anschaute. Genau wie damals, als ich den fliegenden Baum beobachtet hatte. Als würde etwas in meinem Innern auf einmal blinzeln und nur darauf warten, im nächsten Moment zu erwachen.

Und eben dieses komische Gefühl, diese Ahnung einer Verbindung, war das zweite Argument gewesen, das mich schließlich davon überzeugt hatte, mit nach Paris zu kommen. Viel mehr noch als all der Staub und die geisterhaften Spinnweben an sich.

Es war sogar der eigentliche Grund, weshalb ich mich auf diesen Wahnsinn eingelassen hatte.



»*M*ein Vater«, setzte ich an, aber Onkel Jacques schüttelte den Kopf.

»Später«, sagte er, beschrieb mir stattdessen den Weg zu meinem Zimmer und ließ mich allein zurück.

Einen Moment lang trat ich unschlüssig von einem Fuß auf den anderen, legte den Kopf in den Nacken und betrachtete den Kronleuchter unter der Decke, roch den Staub von Jahren, der überall in der Luft zu liegen schien. Dann fiel mein Blick auf einen Treppenaufgang und die Pfeile, die zu den verschiedenen Zimmernummern führten.

Irgendetwas in meinem Rucksack klapperte, während ich die Treppen hinaufstieg. Dieses Klappern und meine eigenen Schritte waren die einzigen Geräusche, die ich auf dem Weg nach oben hörte. Unter anderen Umständen wäre das alte Hotel mir wohl ein wenig unheimlich gewesen, doch im Augenblick war ich einfach nur froh darüber, dass der meiste Staub hier vermutlich tatsächlich daher rührte, dass schon länger niemand mehr geputzt hatte. Außerdem musste Grete irgendwo in diesem Gebäude sein ...

Nummer 32 war ein schmaler Raum am Ende des Flures in der dritten Etage. Das Fenster befand sich auf Höhe des Neon-Hs des Hotelschildes und der Schrank war gerade groß genug für meine Klamotten. Im angrenzenden Badezimmer entdeckte ich die winzigste Dusche, die ich je gesehen hatte, sowie ein Waschbecken mit einem Sprung.

Ich wusch mir Hände und Gesicht mit kaltem Wasser, putzte mir die Zähne und band meine Haare zu einem kurzen Pferdeschwanz zusammen. Für einen Augenblick betrachtete ich meine Züge in dem fleckigen Spiegel. Im Gegensatz zu Grete hatte ich die großen braunen Augen und die gerade Nase unseres Vaters geerbt, beides wirkte ein wenig eigentümlich in Kombination mit der hohen Stirn unserer Mutter und trotzdem passte dieses Gesicht zu mir. Nicht hübsch, aber ungewöhnlich. Es war das Gesicht von jemandem, dem etwas höchst Merkwürdiges passiert war, das richtige Gesicht für ein Abenteuer. Oder?

Ich kehrte dem Bad den Rücken, ließ mich aufs Bett fallen und schloss die Lider.

Gestern war ich noch mit Anna beim Pfadfindertreffen gewesen, wo wir die Zeltbelegung für nächste Woche durchgegangen waren. Und jetzt?

Das Allerwichtigste, wenn man in einer unbekanntenen Umgebung überleben wollte (egal ob es sich nun um die Wildnis eines Lagers oder das seltsame Zuhause entfernter Verwandter handelte), war nicht zu wissen, wie man einen Unterstand baute oder Feuer machte. Das Allerwichtigste war, sich erst einmal

einen Überblick über die Lage zu verschaffen. Und sobald mein Handgelenk nicht mehr so fies pochte, würde ich gleich damit anfangen.

Als ich das nächste Mal auf die Uhr sah, waren blöderweise bereits vierzig Minuten vergangen und ich hatte keine Ahnung, wo genau in diesem alten Kasten Tante Blanche und Onkel Jacques mit dem Essen auf mich warten wollten. Mist!

Ich hastete durch die schummrigen, verschachtelten Gänge aus Tapeten, vergilbt vom Atem der Jahrzehnte. Das *Hôtel de la Pendulette* besaß sechs Stockwerke und ich vermutete die Küche wie auch den Speisesaal in einem der unteren. Allerdings war es gar nicht so leicht, sich in diesem Wirrwarr von Fluren und Treppenhäusern zurechtzufinden, das keinerlei architektonischem Konzept zu folgen schien. So schnell ich konnte, arbeitete ich mich durch das Gemäuer, stieg Wendeltreppen hinab, bog um Kurven.

Irgendwann, irgendwo in der ersten Etage, hörte ich schließlich etwas. Stimmen? Ein Summen?

Ich näherte mich dem Geräusch, bis es sich in das rhythmische Wummern von Bässen verwandelte, das unter einer weiteren Zimmertür (Nummer 7) hervorwaberte. Die Beats vibrierten in meinen Zehen und ließen selbst die Luft vor den Spitzen meiner Turnschuhe merkwürdig flackern. Obwohl, das bildete ich mir vermutlich nur ein, oder?

»Ophelia?«, drang Onkel Jacques' Stimme aus einem der Treppenhäuser. »Opheeliaaaaa!«

»Ich bin hier!«, rief ich zurück.

Auf der anderen Seite der Tür drehte jemand die Musik leiser, das Flackern hing noch einen Moment länger in der Luft, dann verschwand es ebenfalls.

»Grete?«, fragte ich in Richtung von Nummer 7, bekam jedoch keine Antwort. Nur ein leises Seufzen drang durch das Holz, eines, das eher nicht so klang, als käme es von einem Mädchen.

»Hast du dich verlaufen?«, erkundigte sich Onkel Jacques derweil brüllenderweise. »Wir sind hier oben! Ophelia? Hörst du mich?«

Der »Speisesaal« entpuppte sich als eine Art Gewächshaus auf dem Dach und ich wäre im Leben nicht auf die Idee gekommen, hier nach meinen Verwandten zu suchen. Zwischen Blumenampeln und Kübeln voller Palmen war ein Esstisch aufgestellt worden, an dem bereits eine junge Frau, fast noch ein Teenager, saß und Rotwein trank. Ihr blondes Haar reichte ihr bis zur Taille und zu einem dramatischen Lidstrich, der wohl von ihrer spitzen Nase ablenken sollte, trug sie ein Shirt, das über und über von kleinen Strass-Totenköpfen bedeckt war. Ich schätzte sie auf höchstens Anfang zwanzig, sie war vermutlich nur ein paar Jahre älter als ich, doch dann stellte sie sich allen Ernstes als meine Ururgroßmutter Pippa vor! (Ja klar, und ich war der Osterhase!)

Onkel Jacques wies auf einen Stuhl. »Bitte«, sagte er, »Ich schaue mal, wo deine Tante bleibt. Ich bin gleich wieder da.«

Zögerlich ließ ich mich gegenüber der vermeintlichen Ururgroßmutter nieder. Außerdem fiel mir auf, dass lediglich vier Gedecke auf dem Tisch standen, wenn meine Schwester noch

dazukam, war das definitiv eines zu wenig ... Ganz zu schweigen von der Person, die im ersten Stock Metal hörte.

»Hi«, sagte Pippa noch einmal. »Tut mir leid, wenn ich dich erschreckt habe. Schicker Pulli übrigens.« Sie deutete auf mein Sweatshirt, auf dem stand: *I'm sorry for what I said when I was hungry.*

»Danke. Habe ich selbst bemalt.«

»Cool.« Sie musterte mich einen Augenblick lang. »Willst du vielleicht einen Kaugummi? Ich habe noch welche mit Kirschgeschmack.«

Ich schüttelte den Kopf und blinzelte. »Entschuldige, wie sind wir noch mal verwandt? Sagtest du wirklich etwas von Ur-ur-ur-«

»Zweimal ›Ur‹ reicht.« Sie grinste. »Und eigentlich ist das auch gar nicht so wichtig, oder?« Sie wickelte einen Kaugummistreifen aus seiner Folie und schob ihn sich in den Mund. »Du siehst ganz schön fertig aus. Harter Tag?«, fragte sie kauend.

»Ziemlich.«

Sie nickte. »Dieses Gefühl, wenn deine Welt sich plötzlich in eine Achterbahn verwandelt, die ohne Vorwarnung in einen Looping biegt, kenne ich. Das ist Kacke.«

»Ja?« War ihr wohl Ähnliches passiert wie mir? »Wir sind nämlich auf einem unterirdischen Fluss hergekommen«, platzte es aus mir heraus. »Kannst du dir das vorstellen? Es war ein Fluss aus *Staub* und wir mussten dazu in die Kanalisation runter. Obwohl, zwischendurch verlief die Fahrt auch oberirdisch, einmal haben wir, glaube ich, einen ICE überholt, aber –«

Ich brach ab. Laut ausgesprochen klang das alles doch verdammt lächerlich, sehr viel lächerlicher sogar als die Sache mit dem fliegenden Baum ... Und mal ehrlich, was war eigentlich unrealistischer: geheime Flüsse aus Staub oder zwanzigjährige Urahninnen?

Pippa jedenfalls schien nicht im Mindesten überrascht davon, dass auch ich mich gerade als Verrückte geoutet hatte. »*Les temps*«, sagte sie und ließ eine Kaugummiblaste platzen, »können einen am Anfang echt schocken. Das muss dir nicht peinlich sein.«

»Also kennst du ... siehst du auch überall Staub, wohin du auch gehst?«

Pippa nickte erneut und ich wollte sie gerade fragen, wann und wie es bei ihr begonnen hatte, was es bedeutete und ob man es irgendwie wieder loswerden konnte, doch da kam Onkel Jacques zurück, im Schlepptau Tante Blanche, deren Haar ohne Turban zu einem Wust grauer Locken explodiert war. Die beiden setzten sich und Pippa schenkte ihnen Wein ein. Niemand machte Anstalten, einen weiteren Stuhl oder Teller herbeizuholen. Tatsächlich schienen alle davon auszugehen, dass wir nun vollzählig waren.

»Wo ist Grete?«, fragte ich daher einigermaßen verwirrt.

»Apfelschorle?«, fragte Onkel Jacques.

Ich reichte ihm mein Glas, kurz darauf nahm ich einen Schluck und sah in die Runde. Tante Blanchés Wangen waren gerötet, als wäre ihr Telefonat recht aufregend gewesen, Pippa zupfte an einem der Totenköpfchen auf ihrem Ärmel herum und Onkel Jacques betrachtete eingehend seine Hände.

»Wird sie denn nicht mit uns essen?«, versuchte ich es noch einmal. Ich hatte es schon vor Jahren aufgegeben, Grete verstehen zu wollen. Obwohl uns altersmäßig nur anderthalb Jahre trennten, waren wir ziemlich verschieden. Trotzdem war sie meine große Schwester, und da ich heute kurzerhand beschlossen hatte, zumindest für eine kleine Weile zu ihr zu ziehen, hatte ich schon so etwas wie eine Begrüßung erwartet. Ich verschränkte die Arme vor der Brust.

»Grete ist –«, begann Onkel Jacques, aber Tante Blanche fiel ihm ins Wort.

»Nicht hier«, sagte sie. »Deine Schwester wird derzeit anderswo gebraucht.«

»Was soll das heißen?«, fragte ich.

Zu meiner Linken quietschte und ruckelte ein altmodischer Speisenaufzug heran, der Geruch von süßen Crêpes stieg mir in die Nase und erinnerte mich daran, wie hungrig mich die Ereignisse der letzten Stunden gemacht hatten. Doch ich bemühte mich, das Knurren meines Magens zu ignorieren, indem ich mich auf die erste Überlebensregel besann: Verschaffe dir einen Überblick über deine Lage.

Ich schloss die Augen. »Okay«, sagte ich schließlich. »Erklärt es mir, bitte!«

Tante Blanche und Onkel Jacques tauschten einen Blick. Es war ihnen anzusehen, dass sie sich fragten, wie viel sie mir wohl würden zumuten können. (Wahrscheinlich hatte der Vorfall mit dem Märchenbuch sie vorsichtig werden lassen. Und möglicherweise auch die Tatsache, dass ich den Großteil unserer Fahrt auf dem

unterirdischen Fluss mit dem Kopf zwischen den Knien verbracht hatte.)

»Bitte«, wiederholte ich. »Versucht es einfach, ja?« Ich setzte mein abgeklärtestes Mich-kann-nichts-schocken-Gesicht auf. »Was immer es ist, ich ... werde mich bemühen, es zu verstehen. Deshalb sollte ich doch herkommen, oder? Also, was hat es mit diesem komischen Staub auf sich? Was ist das für ein Zeug?«

Da, endlich, holte Tante Blanche tief Luft, mit dem Daumen rieb sie über eine Falte zwischen ihren Brauen und strich sie glatt. Dann begann sie mit der abstrusesten Geschichte, die ich je gehört hatte.

»Ophelia, die Zeit ist ein Fluss«, sagte sie. »Ein mächtiger Strom, der den gesamten Erdball umspannt, der über und unter der Erde, in jedem Gebirge und am Grunde der Meere fließt. Ein gigantischer Ozean, der sich bis in die hintersten Winkel jedes noch so entlegenen Zimmers zerfasert. Zeit ist Staub.«

Sie deutete auf ein schmales, gräuliches Rinnsal auf dem weißen Tischtuch zwischen uns. Es kräuselte sich, als sie mit dem Zeigefinger einen Bogen in der Luft darüber beschrieb. »Die meisten Leute haben davon natürlich keine Ahnung. Ihnen fällt höchstens auf, dass sich die Zeit nicht überall gleich anfühlt, dass es Orte gibt, an denen es ihnen so vorkommt, als würde sie dahinkriechen und gar nicht vergehen. In Schulen und bei Zahnärzten zum Beispiel. Oder, dass es andersherum auch wieder Orte gibt, an denen die Zeit nur so zu rasen scheint. Auf Urlaubsinseln. Oder in großen Städten. Sie denken, das sei bloß Einbildung, irgendein psychologischer Effekt oder dergleichen. Niemand von

ihnen würde wohl darauf kommen, dass die Zeit auf Autobahnen normalerweise davonsaust, es jedoch zu Staus kommt, wenn der Zeitstrom ins Stocken gerät.«

»Äh«, sagte ich und starrte auf die Flecken auf der Tischdecke. Hatte ich das gerade richtig verstanden? »Dieser Staub ist *Zeit*?«

»Ja.« Onkel Jacques nickte. »Und du gehörst, wie wir, zu den wenigen Menschen, die sie sehen und lenken können. Unsere Familie entstammt einer der berühmten Bernsteinlinien, in denen diese Fähigkeit bereits seit vielen Jahrhunderten weitervererbt wird. Doch nicht jeder unserer Nachkommen ist ein solcher *Sans-Temps*, ein Zeitloser, verstehst du? Nicht selten überspringt die Gabe sogar mehrere Generationen, bevor sie wieder in einem unserer Nachfahren hervortritt. Dass Grete und du beide zu den Auserwählten zählt, ist wirklich außergewöhnlich.«

Grete! Ich schluckte. »Deshalb habt ihr uns also hierhergeholt?«, fragte ich leise. »Weil wir *Zeit sehen*?«

Mir wurde ein wenig schwindelig, doch ich erinnerte mich rasch wieder an mein Überlebenstraining. Gut, mein gesamtes Weltbild wurde zwar gerade über den Haufen geworfen, aber ich geriet deshalb nicht gleich in Panik. Stattdessen verschaffte ich mir einen Überblick und erst *danach* würde ich entscheiden, ob es sinnvoll war, in Panik zu verfallen. Ha!

»Die Zeitströme können wild werden, manchmal treten sie über die Ufer, ein anderes Mal bilden sich plötzlich Engstellen. Als Zeitlose versuchen wir, sie im Zaum zu halten, damit der

Zeitfluss auf der Welt im Gleichgewicht bleibt«, erklärte Tante Blanche weiter, während ich mich darauf konzentrierte, regelmäßig ein- und wieder auszuatmen, ein und wieder aus ...

»Also«, stammelte ich. »Angenommen ich habe wirklich diese ... *Gabe* ... Warum kann ich die Zeit denn erst seit ein paar Tagen sehen?« Und warum war Grete nicht diejenige, die mir das hier erklärte, wo sie doch anscheinend schon länger davon wusste?

»Darüber streiten sich die Wissenschaftler noch«, sagte Onkel Jacques. »Der Zeitpunkt, zu dem die Fähigkeiten eines Zeitlosen deutlich werden, ist bei jedem unterschiedlich: Manche erkennen die Ströme schon als kleine Kinder, andere erst mit fünfzig oder sechzig Jahren. Innerhalb der Bernsteinlinien sind viele der Auffassung, dass wir die Zeit schon von Geburt an unterbewusst wahrnehmen, unsere Sinne jedoch Jahre benötigen, um sich ausreichend zu schärfen, sodass sie in unser Bewusstsein dringt.

Andere hingegen glauben, dass es an einem Gen liegt, das erst eine gewisse Reife erlangen muss, um in unseren Zellen abgelesen zu werden und wir dadurch sozusagen erst im Laufe unseres Lebens irgendwann *zeitlos* werden.« Onkel Jacques nippte an seinem Rotwein. »Ich für meinen Teil halte diese Diskussion und ihre Feinheiten allerdings für relativ müßig.«

Und ich für meinen Teil hielt sie für komplett irre. Genau wie diese ganze Geschichte. »Wieso nennt ihr euch denn ausgerechnet *zeitlos*, obwohl ihr die Zeit doch sehen könnt?«, fragte ich trotzdem weiter, denn das kam mir am unlogischsten vor.

»Nun, da wir eben genau erkennen können, wo die Zeit lang-

fließt und wie sie es tut, können wir uns natürlich auch an jedem beliebigen Punkt innerhalb und außerhalb der Ströme aufhalten. Quasi losgelöst von der Willkür des Zeitflusses und nicht in ihm gefangen wie die übrigen Menschen, die wir als ›Zeiter‹ bezeichnen«, war Tante Blanchés wirre Antwort.

»Also reist ihr ab und zu in die Vergangenheit, oder was?«, fragte ich. Ernsthaft? *Zeitreisen?*

Zum Glück schüttelte meine Tante entschieden den Kopf. »Wir können natürlich nicht durch die Zeit reisen. Aber *mit* ihr sehr wohl. Und, na ja, ich zum Beispiel bin 138 Jahre alt und Jacques wird nächsten Monat 217.«

Okay.

Stopp.

Unsterblichkeit?, schrillte es irgendwo in den Tiefen meines Hirns. *UNSTERBLICHKEIT?*

»Aber ...« Meine Nasenflügel blähten sich, als ich viel zu heftig einatmete. »Tut mir leid, aber ... *Wie bitte?*«

Eine Gänsehaut kroch über meinen Rücken und hinauf zwischen meine Schulterblätter. Wäre es nicht vielleicht doch vernünftiger, das Hotel so schnell wie möglich zu verlassen und den nächsten Zug zurück nach Berlin zu nehmen? Andererseits gab es da immer noch diese Dinge, die ich mich schon seit jenem Tag vor acht Jahren fragte, an dem mein Vater und ich auf dem Weg zum Schwimmunterricht gewesen waren und plötzlich dieser Baum ...

»Papa war auch ein Zeitloser, oder?«, fragte ich ohne Umschweife.

Doch noch während ich sprach, verwandelten sich Tante Blanches Lippen in einen schmalen Strich. »Nein, war er nicht«, sagte sie bestimmt.

Nicht? Ich schluckte. »Er konnte den Staub also nicht sehen? Aber irgendetwas aus eurer Welt muss damals –«

Tante Blanche schüttelte den Kopf.

Ich sah zu Onkel Jacques herüber, der meinem Blick auswich.

Was sollte denn das jetzt schon wieder? Wieso diese Geheimniskrämerei? Ich schnaubte. »Dann verrätet mir doch wenigstens, wo Grete ist!«, forderte ich eine Spur zu schrill, als sich plötzlich meine viel zu junge Ururgroßmutter einschaltete: »Ich finde ja, wir sollten uns alle wieder beruhigen und erst einmal ein paar Crêpes essen.« Zu mir gewandt fügte sie hinzu: »Du wirst alles erfahren, wenn es so weit ist, versprochen.«

Mit silbern lackierten Fingernägeln griff Pippa nach einer der Hauben im Innern des Speisenaufzugs und beförderte eine Platte mit dampfendem Süßgebäck zutage. Sie kippte etwa die Hälfte der Leckereien auf meinen Teller, wo diese einen kleinen Berg bildeten. »Madame Rosé und ich haben das schon vorausgesehen. Etwas so Wichtiges beredet man einfach nicht mit leerem Magen. Ich meine, Ophelias Pullover spricht doch wohl Bände. Madame Rosé findet im Übrigen auch ...« Pippas dunkle Augen wurden groß und rund und starrten mit einem Mal irgendwie ins Leere. »Oh, guten Abend ...«, hauchte sie nun, doch Tante Blanche fiel ihr ins Wort: »Ich bitte dich. Du hast gerade selbst betont, wie überfordert Ophelia ohnehin schon ist.«

Unterdessen neigte sich Onkel Jacques zu mir herüber und

erklärte: »Pippa hat im ersten Weltkrieg in einer Schrapnellfabrik gearbeitet, wo ihr und ihren Kolleginnen ein paar von den Dingen um die Ohren geflogen sind. Seitdem spinnt sie ein bisschen.« Er senkte die Stimme zu einem Flüstern herab. »Leidet unter Verfolgungswahn, hört Stimmen in ihrem Kopf – das volle Programm.«

»Ich teile mir diesen Körper gelegentlich mit dem Geist einer toten Baroness namens Madame Rosé, einem Medium aus dem 18. Jahrhundert«, informierte Pippa mich derweil mit einem strahlenden Lächeln. »Und schon seit zwei Wochen erzählt mir die Gute, dass du zu uns kommen wirst, Ophelia.«

Ich hatte keinen Schimmer, wie ich darauf reagieren sollte.

»Nun ja, wie gesagt«, murmelte Onkel Jacques und machte mit dem Zeigefinger eine kreisende Bewegung in der Nähe seiner Schläfe.

Da ich derzeit genug damit zu tun hatte, nicht selbst komplett durchzudrehen, beschloss ich, mich vorerst nicht mit den gespaltenen Persönlichkeiten anderer zu belasten. Stattdessen schnitt ich mir ein Stück von einer mit Orangensoße gefüllten Teigrolle ab, spießte es auf meine Gabel und schob es mir in den Mund. Der süße Geschmack auf meiner Zunge war geradezu erschreckend real und vertrieb auch die letzte Hoffnung, dass dies womöglich bloß ein bizarrer Traum sein könnte.

»Jedenfalls sind die Baroness und ich der Meinung, dass du vorsichtig sein solltest. Wegen der Ströme und der fürchterlichen Klauen, die nach dir greif–«

»Pippa!«, riefen Tante Blanche und Onkel Jacques gleichzeitig.

Noch immer verwirrt, kaute ich die Crêpes, trank von meiner Apfelschorle und betrachtete anschließend eine Weile lang den Staub, der aus allen Richtungen auf mich zuzukriechen schien, aus Blumentöpfen perlte und kleine Pfützen auf dem Boden bildete.

Auch die anderen hatten sich nach und nach ihren Tellern zugewandt. Onkel Jacques erkundigte sich, ob der kleine Gemüsehändler inzwischen wieder Petersilienwurzeln führte, und Pippa zeigte Tante Blanche ein paar Fotos auf ihrem Smartphone. Eigentlich war es sogar gar nicht so schlecht, hier mit meinen Verwandten zu essen. Zu Hause saßen wir so gut wie nie gemeinsam an einem Tisch, meistens schnappte ich mir lediglich eine Schale Cornflakes oder wärmte mir etwas in der Mikrowelle auf, das ich dann mit in mein Zimmer nahm. Die Kindergartenzeiten meines kleinen Bruders diktierten leider einen Rhythmus, der sich weder mit meinem Schulschluss noch mit Marks Feierabend vereinbaren ließ – und nichts und niemand war nun einmal so wichtig für meine Mutter wie Lars.

»Was denkt denn Mama, weshalb ihr Grete und mich zu euch geholt habt?«, fragte ich, als ich mich schließlich wieder etwas gefangen hatte. Ich war stolz darauf, dass meine Stimme nur noch ganz leicht zitterte.

»Natascha kennt natürlich die Wahrheit.« Ein Schatten huschte über Tante Blanchés Vogelgesicht. »Euer Vater hat ihr erzählt, was für einer Familie er entstammte, dass er selbst zwar nicht über die Gabe verfügte, doch seine Kinder möglicherweise eines Tages beginnen würden, Staub zu sehen. Eure Mutter

wusste, was zu tun war. Wann es, nun ja, notwendig sein würde, uns anzurufen.«

»Verstehe.« Ich strich mir die Fransen meines Ponys aus der Stirn. »Und wie lange werde ich hierbleiben müssen?« Grete war immerhin schon seit über einem Jahr fort ...

»Wir bringen dir bei, mit deiner Gabe zu leben, das kann schon ein paar Wochen oder Monate dauern«, sagte Onkel Jacques.

Pippa ergänzte mit rauchiger Stimme: »Die Baroness glaubt allerdings, dass es nur ein paar Tage sein werden. Ja, ja, überhaupt nicht lange und du wirst dieses Haus wieder verlassen. Die Klauen kratzen bereits –«

Ich stieß einen kleinen Schrei aus, weil mich in diesem Augenblick tatsächlich etwas am Fuß kratzte. Etwas Kleines mit nadelspitzen Zähnen hatte mich in den Knöchel gezwickt und kletterte nun eilig an meinem Hosenbein herauf. Ein weißer Körper, winzige rote Augen, ein haarloser Schwanz.

Mein Stuhl stürzte polternd zu Boden, als ich aufsprang.

Doch die Albino-Ratte ließ sich nicht beirren. Sie krallte sich in meinen Pullover, huschte weiter nach oben bis auf meine Schulter. Ihre Schnurrhaare kitzelten an meinem Hals.

Ich erstarrte. Wagte es nicht einmal mehr zu atmen.

»Nicht schon wieder!«, seufzte Tante Blanche, die als Erste die Worte wiederfand. »Kusch!« Sie fuchtelte in der Luft herum. »Leander muss dieses Tier wirklich dringend in den Griff bekommen.«

»Oder es endlich ertränken«, schlug meine Ururgroßmutter

vor. Sie streckte die Hand nach der Ratte aus, doch diese spürte wohl, dass Pippa ihr nicht unbedingt wohlgesonnen war, und hieb ihr herzhafte die Zähne in den Handrücken. »Aua!«

Schon strichen die Schnurrbarthaare wieder über meine Haut, die Nase schnüffelte an der Stelle, wo mein Puls hämmerte, als würde er sich jeden Augenblick selbst überholen.

Ich atmete noch immer nicht.

»Tu doch etwas!«, wandte sich Tante Blanche an Onkel Jacques. »Du hast immerhin schon Raubkatzen durch Reifen springen lassen.«

»Mein letztes Engagement beim Zirkus ist über neunzig Jahre her«, entgegnete Onkel Jacques.

»Na und?«, rief Tante Blanche und in Gedanken pflichtete ich ihr bei. Heute war echt nicht mein Tag, und dass er womöglich damit endete, dass ein wild gewordenes Nagetier sich in meiner Kehle verbiss, war so ziemlich das Letzte, was ich noch gebrauchen konnte. Es würde dem Wahnsinn schlicht die Krone aufsetzen.

Das schien allerdings auch das Schicksal einzusehen, denn plötzlich machte die Ratte auf meiner Schulter keinerlei Anstalten mehr, mir die Halsschlagader zu zerfetzen. Stattdessen roch sie noch einmal an meinem Ohrläppchen, ihre winzigen Krallen brachten meine Ohringe zum Klimpern. Dann rollte das Vieh sich in meiner Halsbeuge zusammen und schmiegte sich an mich. Eine Minute später war es eingeschlafen.

»Okay«, sagte ich schließlich und tastete erschöpft nach meinem Stuhl. »Gibt es eigentlich noch Nachttisch?«

VICTORIA SCHWAB



MONSTERS
OF VERITY

DIESES WILDE, WILDE LIED

 Loewe

Unverkäufliche
Leseprobe



ISBN 978-3-7855-8863-5

1. Auflage 2018

Die Originalausgabe ist 2016 unter dem Titel THIS SAVAGE SONG erschienen.

Copyright © 2016 by Victoria Schwab

Published in agreement with the author,

c/o BAROR INTERNATIONAL, INC., Armonk, New York, U.S.A.

Für die deutschsprachige Ausgabe © 2018 Loewe Verlag GmbH, Bindlach

Aus dem Amerikanischen übersetzt von Bea Reiter

Umschlagmotive: © GrandeDuc/Shutterstock.com,

© tarapong srichaiyos/Shutterstock.com, © prapass/Shutterstock.com

Umschlaggestaltung: Ramona Karl

Redaktion: Cara Berg

Printed in Germany

www.loewe-verlag.de

VICTORIA SCHWAB

MONSTERS OF VERITY

DIESES WILDE, WILDE LIED

Aus dem Amerikanischen übersetzt
von Bea Reiter



Für die Sonderlinge, die Verrückten und die Monster

*Viele Menschen sind wie Monster,
und viele Monster wissen, was sie tun müssen,
um für Menschen gehalten zu werden.*

– V. A. VALE

PRÄLUDIUM

KATE

In der Nacht, in der Kate Harker beschloss, die Schulkapelle in Flammen aufgehen zu lassen, war sie weder wütend noch betrunken. Sie war verzweifelt.

Die Kirche anzuzünden war das letzte Mittel. Sie hatte bereits einem Mädchen die Nase gebrochen, im Schlafsaal geraucht, bei ihrer ersten Prüfung geschummelt und drei der Nonnen wüst beschimpft. Aber egal, was sie auch anstellte, die St. Agnes Academy *vergab* ihr jedes Mal aufs Neue. Das war das Problem mit katholischen Schulen. Dort galt sie als jemand, der gerettet werden musste.

Aber Kate wollte nicht gerettet werden; sie musste einfach nur weg.

Es war fast Mitternacht, als ihre Schuhe das Gras unter dem Fenster des Schlafsaals berührten. Die Geisterstunde, wie man sie früher genannt hatte, jene dunkle Zeit, in der ruhelose Seelen nach der Freiheit griffen. Ruhelose Seelen und Teenager, die man in ein Internat gesperrt hatte, viel zu weit weg von ihrem Zuhause.

Sie lief über den gepflasterten Weg, der von den Schlafsälen zur Kreuzkapelle führte, über der Schulter eine Reisetasche, in der

Flaschen im Rhythmus ihrer Schritte klirrten wie Sporen. Die Flaschen hatten alle hineingepasst, bis auf einen teuren Wein aus Schwester Merilees privatem Vorrat, den Kate nun in der Hand trug.

Glocken verkündeten die volle Stunde, leise und tief, doch die Schläge kamen von der Allerheiligenkapelle auf der anderen Seite des Schulgeländes. Die andere Kapelle war nie völlig ohne Aufsicht – Mutter Alice, die Direktorinnennonne oder wie auch immer man das nannte, schlief in einem Raum, der direkt danebenlag. Selbst wenn Kate sich in den Kopf gesetzt hätte, ausgerechnet dieses Gebäude niederzubrennen – sie war nicht so dumm, der Brandstiftung auch noch einen Mord hinzuzufügen. Der Preis für Gewalt war zu hoch.

Die Türen der kleineren Kapelle wurden nachts abgesperrt, doch Kate hatte ein paar Stunden vorher den Schlüssel stibitzt, während sie einen von Schwester Merilees Vorträgen über Gnade und Erbarmen über sich hatte ergehen lassen. Sie verschaffte sich Zugang und stellte ihre Tasche direkt hinter der Tür ab. Die Kapelle war so dunkel, wie Kate sie noch nie gesehen hatte; die blauen Bleiglasfenster glänzten schwarz im Mondlicht. Ein Dutzend Kirchenbänke trennten sie vom Altar und für einen Moment hatte sie fast ein schlechtes Gewissen, weil sie dieses idyllische Bauwerk in Brand setzen wollte. Aber es war nicht die einzige Kapelle der Schule – und nicht einmal die schönste –, und schließlich hatten die Nonnen von St. Agnes pausenlos darüber geredet, wie wichtig es war, Opfer zu bringen.

Im ersten Jahr ihres Exils hatte Kate zwei Internate verschlissen (bildlich gesprochen), dann noch eines im zweiten Jahr – alles in der Hoffnung, dass es dann zu Ende sein würde. Doch ihr Vater

war genauso stur wie sie selbst (von irgendjemandem musste sie es ja geerbt haben) und hatte immer wieder neue Möglichkeiten ausfindig gemacht. Das vierte Internat, eine Art Jugendstrafanstalt für auffällig gewordene Teenager, hatte es fast ein Jahr mit ihr ausgehalten, dann aber doch das Handtuch geworfen. Das fünfte, eine Jungenschule, die bereit gewesen war, als Gegenleistung für eine großzügige Spende eine Ausnahme zu machen, hatte bereits nach ein paar Monaten kapituliert. Allerdings musste ihr Vater die Nummer dieser privaten Klosterschule hier bereits ins Handy gespeichert und einen Platz für sie reserviert haben, denn nach ihrem Rauswurf war Kate sofort an die St. Agnes Academy verfrachtet worden, ohne V-City auch nur fünf Minuten zu Gesicht zu bekommen.

Sechs Schulen in fünf Jahren.

Aber das war es jetzt. Es musste klappen.

Kate ging in die Hocke, öffnete den Reißverschluss der Tasche und machte sich an die Arbeit.

Nach dem Geläut der Glocken war die Nacht viel zu ruhig und in der Kapelle herrschte gespenstische Stille. Kate begann, ein Kirchenlied zu summen, während sie ihre Reisetasche auspackte: zwei Flaschen Jack Daniels und fast einen Dreiviertelliter Wodka, beides aus einem Karton beschlagnahmter Gegenstände, außerdem drei Flaschen des roten Hausweins, ein mehrere Jahrzehnte alter Whiskey aus Mutter Alices Hausbar und Schwester Merilees teurer Wein. Sie stellte den Alkohol auf die hinterste Bank und ging zu den Gebetskerzen. Neben den drei Reihen aus flachen Glasschalen stand eine Schüssel mit Streichhölzern, die altmodische Sorte mit langen hölzernen Stäbchen.

Kate, die immer noch summte, kehrte zu ihrer Hausbar auf der letzten Bank zurück und öffnete die verschiedenen Flaschen. Dann

ging sie von Reihe zu Reihe und goss den Inhalt auf die Sitze, wobei sie versuchte, sich den Alkohol einzuteilen. Den Whiskey von Mutter Alice sparte sie sich für die Kanzel ganz vorn auf. Auf der Brüstung lag eine aufgeschlagene Bibel und in einem kurzen Anfall von Aberglauben bewahrte Kate das Buch vor seinem Schicksal, indem sie es durch die offene Tür nach draußen ins Gras schleuderte. Als sie sich wieder umdrehte, schlug ihr der feuchte, süßliche Geruch von Alkohol entgegen. Sie hustete und spuckte den beißenden Geschmack aus.

Am anderen Ende der Kapelle hing ein riesiges Kruzifix über dem Altar und Kate spürte selbst in der Dunkelheit den Blick der Figur auf sich, als sie die Hand mit dem Streichholz hob.

Vergib mir, Vater, denn ich habe gesündigt, dachte sie, während sie das Streichholz am Türrahmen entzündete.

»Nimm's nicht persönlich«, sagte sie laut, als das Streichholz abrupt zum Leben erwachte. Eine ganze Weile sah Kate zu, wie die Flamme auf ihre Finger zukroch. Und dann, kurz bevor sie ihr zu nahe kam, ließ sie das Hölzchen auf die Sitzfläche der Kirchenbank neben sich fallen. Der Alkohol fing sofort Feuer, das sich mit einem hörbaren Zischen ausbreitete und schließlich auch das Holz erfasste. Innerhalb weniger Augenblicke brannten die Kirchenbänke, dann der Boden und schließlich der Altar. Das Feuer wuchs und wuchs und wuchs, aus einer Flamme von der Größe ihres Fingernagels wurde ein Brand, der ein Eigenleben entwickelte. Kate stand wie gebannt da und sah zu, wie es tanzte und loderte und Zentimeter um Zentimeter der Kapelle eroberte, so lange, bis Hitze und Rauch sie in die kühle Nacht hinauszwingen.

Lauf weg, sagte eine Stimme in ihrem Kopf – leise, drängend, instinktiv –, als die Kapelle lichterloh brannte.

Kate widerstand dem Drang und ließ sich stattdessen in sicherer Entfernung auf eine Bank sinken, wo sie die Beine baumeln ließ und ihre Schuhe durch das Gras des Spätsommers zog.

Wenn sie die Augen zukniff, konnte sie die Lichter der am nächsten gelegenen Teilstadt sehen: Des Moines. Ein altmodischer Name, ein Relikt aus der Zeit vor dem Wiederaufbau. Es gab ein halbes Dutzend dieser Teilstädte, die am äußeren Rand von Verity lagen, doch keine hatte mehr als eine Million Einwohner, die hinter Mauern eingesperrt waren, und keine konnte der Hauptstadt das Wasser reichen. Was Absicht war. Niemand wollte die Monster auf sich aufmerksam machen. Oder Callum Harker.

Kate holte ihr Feuerzeug aus der Tasche – es war aus Silber und bereits in der ersten Woche von Mutter Alice beschlagnahmt worden – und spielte damit, um das Zittern ihrer Hände zu unterdrücken. Als das nicht funktionierte, fischte sie eine Zigarette aus ihrer Blusentasche – noch eine Trophäe aus dem Karton mit verbotenen Gegenständen – und zündete sie an. Sie starrte auf die kleine blaue Flamme, die vor der orange glühenden Feuersbrunst tanzte.

Dann nahm sie einen Zug von der Zigarette und schloss die Augen.

Wo bist du, Kate?, fragte sie sich.

Es war ein Spiel, das sie manchmal spielte, seit sie zum ersten Mal etwas von unendlich vielen Parallelen gehört hatte. Einer Theorie, dass der Weg eines Menschen durch das Leben im Grunde genommen keine gerade Linie war, sondern ein Baum, bei dem jede Entscheidung ein anderer Ast war und ein anderes Ich entstehen ließ. Ihr gefiel die Vorstellung, dass es hundert verschiedene Kates gab, die hundert verschiedene Leben führten.

Vielleicht gab es in einem dieser Leben keine Monster.

Vielleicht war ihre Familie noch intakt.

Vielleicht hatten sie und ihre Mutter nie das Haus verlassen.

Vielleicht waren sie nie zurückkommen.

Vielleicht, vielleicht, vielleicht – und selbst wenn es hundert Leben gab, hundert Kates, dann war *sie* nur eine von ihnen, und diese eine war genau die, die sie sein sollte. Letzten Endes war es einfacher, das zu tun, was sie tun musste, wenn sie glauben konnte, dass irgendwo anders eine andere Version von ihr eine andere Wahl treffen konnte. Ein besseres – oder wenigstens einfacheres – Leben führen konnte. Vielleicht rettete sie die anderen sogar. Ermöglichte einer anderen Kate, normal und in Sicherheit zu leben.

Wo bist du?, fragte sie sich erneut.

Ich liege auf einer Wiese und sehe mir die Sterne am Himmel an.

Die Nacht ist warm. Die Luft ist sauber.

Das Gras unter meinem Rücken fühlt sich kühl an.

Es gibt keine Monster in der Dunkelheit.

Wie schön, dachte Kate, als die Kapelle vor ihr in sich zusammenstürzte und eine Wolke aus glühenden Holzstücken nach oben stieg.

In der Ferne heulten Sirenen. Sie setzte sich auf.

Es geht los.

Innerhalb von Minuten strömten Mädchen aus den Schlafsälen. Mutter Alice kam angelaufen, nur mit einem Morgenmantel bekleidet. Ihr blasses Gesicht wurde von der immer noch lichterloh brennenden Kapelle in rotes Licht getaucht. Kate hatte das Vergnügen, ein paar äußerst unflätige Ausdrücke aus dem Mund der hoch angesehenen Nonne zu hören, bevor die Löschfahrzeuge der Feuerwehr eintrafen und die Sirenen alles übertönten.

Selbst für katholische Schulen gab es Grenzen.

Eine Stunde später saß Kate auf der Rückbank eines Streifenwagens, den die Polizei von Des Moines vorbeigeschickt hatte, die Hände vor sich gefesselt. Das Fahrzeug schoss durch die Nacht, quer über das im Dunkeln liegende Gebiet, das die nordöstliche Ecke von Verity bildete, weg von der Sicherheit der Außenbezirke, in Richtung Hauptstadt.

Kate rutschte hin und her und versuchte, es sich bequemer zu machen. Verity war so groß, dass man drei Tage brauchte, um es mit dem Auto zu durchqueren, und sie schätzte, dass es bis zur Stadt immer noch gute vier Stunden waren und eine Stunde bis zum Ödland – doch mit diesem Fahrzeug hier würde der Polizist sich auf keinen Fall dort hinwagen. Der Streifenwagen hatte so gut wie keine Panzerung, lediglich einen Rammbügel und VUV-Scheinwerfer – verstärktes Ultraviolettlicht –, die helle Streifen in die Dunkelheit schnitten.

Der Mann hielt das Steuer so fest umklammert, dass seine Fingerknöchel weiß hervortraten.

Sie überlegte, ob sie ihm sagen sollte, dass er keine Angst zu haben brauchte, jedenfalls jetzt noch nicht – sie waren zu weit draußen. Die Außenbezirke von Verity waren verhältnismäßig sicher, denn nichts von dem, was in der Hauptstadt sein Unwesen trieb, würde sich die Mühe machen, das Ödland zu durchqueren und sie zu jagen. In der Nähe von V-City gab es genug Menschen, die man fressen konnte.

Kate drehte den Kopf zur Seite, das gesunde Ohr an den Lederbezug des Rücksitzes gelehnt, und starrte nach draußen in die Dunkelheit.

Die Straße vor ihnen war leer, die Nacht pechswarz. Sie starrte ihr Spiegelbild im Fenster an. Es war seltsam, dass nur die auf-

fallendsten Teile davon in dem dunklen Glas zu erkennen waren – helle Haare, kantiges Kinn, dunkle Augen –, aber nicht die Narbe an ihrem Augwinkel, die wie eine getrocknete Träne aussah, oder die andere, die sich an ihrem Haaransatz entlang von der Schläfe bis zum Kiefer zog.

In St. Agnes war von der Kreuzkapelle inzwischen wohl nur noch ein verkohltes Gerippe übrig.

Die wachsende Gruppe von Mädchen in Schlafanzügen hatte sich beim Anblick der brennenden Kapelle bekreuzigt (Nicole Teak, der Kate vor Kurzem die Nase gebrochen hatte, lächelte süffisant, als ob Kate jetzt bekam, was sie verdiente, als ob sie nicht *gewollt* hätte, dass man sie erwischte) und Mutter Alice hatte ein Gebet für ihr Seelenheil gesprochen, als Kate abgeführt worden war.

Fahr zur Hölle, St. Agnes.

Der Polizist sagte etwas, aber die Worte wurden zu Fetzen, bevor sie Kate erreichten, und sie hörte nur ein dumpfes Brummen.

»Was?«, fragte sie. Sie tat so, als würde es sie nicht interessieren, und drehte den Kopf herum.

»Wir sind fast da«, murmelte er. Offenbar war er immer noch verärgert darüber, dass er sie so weit fahren musste, anstatt sie einfach über Nacht in eine Zelle zu stecken.

Sie kamen an einem Wegweiser vorbei – 375 Kilometer bis V-City. Jetzt näherten sie sich dem Ödland, dem verwüsteten Gebiet zwischen der Hauptstadt und dem Rest von Verity, das als eine Art Pufferzone diente. Ein Graben, dachte Kate, mit seinen eigenen Monstern. Es gab keine sichtbare Grenze, aber man spürte den Übergang, wie an einer Küstenlandschaft: Der Boden fiel kaum merklich ab, obwohl er flach blieb. Die letzten kleinen Städte wichen vertrockneten Feldern und die Welt war nicht nur still, sondern *leer*.

Nach ein paar quälend schweigsamen Kilometern – der Polizist weigerte sich, das Radio einzuschalten – wurde die Monotonie der Straße von einer Abzweigung durchbrochen. Der Streifenwagen bog abrupt ab und aus dem Asphalt unter den Rädern wurde Schotter, auf dem sie schlitternd zum Stehen kamen.

Zaghafte Vorfreude keimte in ihr auf, als der Polizist sein Umgebungslicht einschaltete, VUV-Fernlicht, das einen Bogen aus Licht um den Wagen warf. Sie waren nicht allein; am Rand der schmalen Straße stand ein schwarzer Transporter mit laufendem Motor. Sein VUV-Unterboden, das Rot der Bremsleuchten und das dumpfe Grollen des Motors waren das einzige Anzeichen dafür, dass es hier Leben gab. Der Lichtkreis des Streifenwagens traf die dunkel getönten Fenster des Transporters und blieb an den Metallgittern des Fahrzeugs hängen, die allem, was zu nah kam, einen Stromstoß von hunderttausend Volt versetzen konnten. *Das war ein Wagen, der das Ödland durchqueren konnte – und alles, was dort auf ihn wartete.*

Kate lächelte. Es war das gleiche Lächeln, das Nicole ihr vor der Kapelle zugeworfen hatte – süffisant, ohne Zähne zu zeigen. Kein glückliches Lächeln, aber ein Siegeslächeln. Der Polizist stand auf, öffnete die Tür und zerrte sie am Ellbogen vom Rücksitz. Er befreite sie von ihren Fesseln und murmelte etwas von Politik und Privilegien, während Kate sich die Handgelenke rieb.

»Kann ich gehen?«

Er verschränkte die Arme vor der Brust. Kate interpretierte das als Ja und machte ein paar Schritte auf den Transporter zu. Dann drehte sie sich um, ging zu dem Mann zurück und streckte die Hand aus. »Sie haben etwas, das mir gehört«, sagte sie.

Er rührte sich nicht.

Kate kniff die Augen zusammen. Sie schnippte mit den Fingern. Der Mann warf einen Blick auf den gepanzerten Transporter hinter ihr und holte schließlich das silberne Feuerzeug aus der Tasche.

Ihre Finger schlossen sich um das kühle Metall und sie wandte sich ab, obwohl sie mit ihrem gesunden Ohr das Wort *Miststück* aufschnappte. Kate machte sich nicht die Mühe, einen Blick zurückzuwerfen. Sie stieg in den Transporter, ließ sich auf den Ledersitz fallen und hörte, wie der Streifenwagen davonfuhr. Der Fahrer telefonierte. Ihre Blicke trafen sich im Rückspiegel.

»Ja, ich habe sie. Ja, okay. Hier.« Er streckte den Arm aus und hielt ihr das Mobiltelefon hin. Kates Herz schlug schneller, als sie es ihm aus der Hand nahm und an ihr linkes Ohr hob.

»*Katherine. Olivia. Harker.*«

Die Stimme am andere Ende klang wie dumpfes Gewittergrollen, wie ein Erdbeben – nicht laut, aber kraftvoll. Die Art von Stimme, die Respekt oder gar Furcht einflößte, die Art von Stimme, die Kate noch immer einen Schauer über den Rücken laufen ließ, obwohl sie sie schon seit Jahren übte ...

»Hallo, Vater«, sagte Kate. Sie achtete darauf, dass ihre Stimme ruhig und fest klang.

»Bist du stolz auf dich, Katherine?«

Sie starrte auf ihre Fingernägel. »Sehr.«

»Mit St. Agnes sind es jetzt sechs.«

»Hmm?« Sie tat so, als wäre sie abgelenkt.

»Sechs Schulen. In fünf Jahren.«

»Na ja, die Nonnen haben gesagt, ich könnte machen, was ich will, solange ich mich richtig darauf konzentriere. Oder waren das die Lehrer in Wild Prior? So langsam verliere ich den Überblick ...«

»*Es reicht.*« Es war wie ein Schlag auf die Brust. »So kann das nicht weitergehen.«

»Ich weiß«, sagte sie. Sie wollte die richtige Kate sein, die Kate, die bei ihm sein wollte, die, die es *verdient* hatte, bei ihm zu sein. Nicht das Mädchen, das auf der Wiese lag, oder das Mädchen, das in einem Auto weinte, kurz bevor es verunglückte. Das Mädchen, das vor nichts Angst hatte. Nicht einmal vor ihm. Das süffisante Lächeln wollte ihr nicht gelingen, aber sie stellte es sich wenigstens vor. »Ich weiß«, sagte sie noch einmal. »Ich könnte mir vorstellen, dass solche Streiche nicht ganz einfach zu vertuschen sind. Und teuer werden.«

»Warum hast du dann ...«

»Du weißt, warum, Dad«, unterbrach sie ihn. »Du weißt, was ich will.« Kate hörte, wie er heftig ausatmete, und lehnte den Kopf in den Nacken. Das Schiebedach des Transporters war offen, sie konnte die Sterne sehen, die den tintenschwarzen Himmel mit kleinen Pünktchen überzogen.

»Ich will nach Hause.«

AUGUST

Es begann mit einem Knall.

August las die Stelle nun schon zum fünften Mal, ohne etwas zu begreifen. Er saß in der Küche, rollte mit der einen Hand einen Apfel im Kreis umher und hielt in der anderen ein Buch über das Universum. Hinter den mit Stahlläden gesicherten Fenstern des Hauptquartiers war es Nacht geworden und er spürte, wie die Stadt durch die Wände hindurch an ihm zerrte. Er warf einen Blick auf seine Armbanduhr, wobei sich der Ärmel seines Hemds nach oben schob und die untersten der schwarzen Striche sichtbar werden ließ. Aus dem Zimmer nebenan drang die Stimme seiner Schwester zu ihm, doch das, was sie sagte, war nicht für ihn bestimmt, und aus den achtzehn Stockwerken unter ihm konnte er eine Vielzahl von Stimmen hören, den Rhythmus schwerer Schritte, das metallische Klicken einer Waffe, die geladen wurde, und die tausend anderen Geräuschfetzen, aus denen die Musik im Hauptquartier der Flynns bestand. Er zwang sich dazu, seine Aufmerksamkeit wieder auf das Buch zu lenken.

Es begann mit einem Knall.

Der Satz erinnerte ihn an ein Gedicht von T.S.Eliot mit dem Titel »Die hohlen Männer«. In dem Buch ging es um den Beginn des Lebens, in dem Gedicht um das Ende und August begann nachzudenken: über das Universum, über die Zeit, über sich selbst. Die Gedanken in seinem Kopf fielen um wie Dominosteine, einer kippte gegen den nächsten gegen den nächsten gegen den nächsten ...

Augusts Kopf schoss nach oben, einen Sekundenbruchteil bevor die Küchentür aus Stahl aufgeschoben wurde und Henry hereinkam. Henry Flynn, groß und schlank, mit den Händen eines Chirurgen. Er trug den dunklen Kampfanzug, den alle Mitglieder des Flynn-Einsatzkommandos trugen, mit einem silbernen Stern am Hemd, der einmal seinem Bruder gehört hatte und davor seinem Vater und davor seinem Großonkel und so weiter. Über einen Zeitraum von fünfzig Jahren, vor dem Zusammenbruch und dem Wiederaufbau und der Gründung von Verity und vermutlich noch davor, denn im Herzen dieser Stadt hatte es *immer* einen Flynn gegeben.

»Hallo, Dad«, sagte August. Er versuchte, so zu klingen, als hätte er nicht die ganze Nacht auf diesen einen Moment gewartet.

»August«, erwiderte Henry, während er eine HUV – eine Taschenlampe mit hoch verdichtetem UV-Licht – auf die Arbeitsfläche der Küche legte. »Wie geht's?«

August hörte auf, den Apfel im Kreis herumzurollen, klappte das Buch zu und zwang sich, ruhig dazusitzen, obwohl ein ruhiger Körper immer von einem unruhigen Verstand begleitet wurde. Er hatte die Vermutung, dass es etwas mit Spannung und kinetischer Energie zu tun hatte; jedenfalls war er sich sicher, dass sein Körper geradezu nach Bewegung schrie.

»Alles in Ordnung mit dir?«, fragte Henry, als er keine Antwort bekam.

August schluckte. Er war nicht fähig zu lügen. Warum fiel es ihm dann so schwer, die Wahrheit zu sagen?

»Ich kann das nicht«, stieß er hervor.

Henry warf einen Blick auf das Buch. »Astronomie?«, fragte er mit gespielter Heiterkeit. »Dann mach eine Pause.«

August sah seinen Vater an. Henry Flynn hatte gütige Augen und einen traurigen Mund, oder traurige Augen und einen gütigen Mund; sein Gesicht war nie ausdruckslos. Gesichter hatten so viele verschiedene Partien, die ein Eigenleben entwickeln konnten, und doch ergab sich daraus immer ein ganz bestimmter, auf Anhieb erkennbarer Ausdruck wie Stolz, Abscheu, Enttäuschung, Erschöpfung – August verlor schon wieder den Faden. Er versuchte, ihn festzuhalten, bevor er ihn nicht mehr zu fassen bekam. »Das Buch meine ich nicht.«

»August ...«, begann Henry, denn er wusste bereits, wo das hinführen sollte. »Wir werden nicht darüber sprechen.«

»Hör mir doch einfach ...«

»Das Einsatzkommando ist *vom Tisch*.«

Die Stahltür ging wieder auf und Emily Flynn kam mit einem Karton Lebensmittel herein, den sie auf die Arbeitsfläche stellte. Sie war nur etwas kleiner als ihr Mann, mit breiteren Schultern, dunkler Haut, kurzen, vom Kopf abstehenden Haaren und einem Holster an der Hüfte. Emily hatte den Gang einer Soldatin, aber die gleichen müden Augen und das gleiche energische Kinn wie Henry. »Nicht schon wieder«, sagte sie.

»Ich bin die ganze Zeit von Mitgliedern des FEK umgeben«, protestierte August. »Immer wenn ich irgendwohin gehe, trage ich die

gleiche Kleidung wie sie. Ist es denn so eine große Sache, auch einer von ihnen zu *sein*?«

»Ja«, erwiderte Henry.

»Es ist zu gefährlich«, fügte Emily hinzu, während sie sich daran machte, den Karton auszupacken. »Ist Ilsa in ihrem Zimmer? Ich dachte, wir könnten zusammen ...«

Aber August gab keine Ruhe. »Es ist *überall* gefährlich«, unterbrach er sie. »Darum geht es doch. Unsere Leute riskieren da draußen jeden Tag ihr Leben, wenn sie gegen diese *Kreaturen* kämpfen, und ich sitze hier rum, lese ein Buch über Sterne und tue so, als wäre alles in Ordnung.«

Emily schüttelte den Kopf und zog ein Messer aus einem Fach unter der Arbeitsfläche. Sie begann, Gemüse zu schneiden, schuf Ordnung aus Chaos, immer jeweils eine Scheibe. »Im Hauptquartier ist es nicht gefährlich, August. Jedenfalls nicht so gefährlich wie im Moment auf der Straße.«

»Und genau deshalb sollte ich jetzt da draußen sein und *helfen*.«

»Du trägst deinen Teil bei«, sagte Henry. »Das ist ...«

»Wovor hast du solche Angst?«, fuhr August ihn an.

Emily legte das Messer aus der Hand. »Das weißt du ganz genau.«

»Du glaubst, ich könnte verletzt werden?« Und dann, bevor sie ihm antworten konnte, sprang August auf. Mit einer blitzschnellen, fließenden Bewegung nahm er das Messer und rammte es sich in die Hand. Henry zuckte zusammen und Emily schnappte nach Luft, aber die Klinge glitt an Augusts Haut ab, als wäre er aus Stein, und bohrte sich in das Holzbrett darunter. In der Küche wurde es sehr still.

»Du benimmst dich, als wäre ich aus Glas«, sagte August, während er das Messer hinlegte. »Aber das stimmt nicht.« Er nahm ihre Hände, auf die gleiche Art, wie Henry es immer tat. »Em«, sagte er

leise. »*Mom*. Ich bin nicht zerbrechlich. Ich bin das *Gegenteil* von zerbrechlich.«

»Aber unbesiegbar bist du nicht«, wandte sie ein. »Nicht ...«

»Ich werde dich nicht auf die Straße lassen«, warf Henry ein. »Wenn Harkers Männer dich erwischen ...«

»Du hast Leo erlaubt, das Einsatzkommando zu leiten«, widersprach August. »An jeder Ecke hängt ein Steckbrief mit seinem Gesicht, trotzdem ist *er* noch am Leben.«

»Das ist etwas anderes«, sagten Henry und Emily gleichzeitig.

»Inwiefern?«, fragte er nach.

Emily nahm Augusts Gesicht in beide Hände, so wie früher, als er noch ein Kind gewesen war – aber das war nicht das richtige Wort dafür. Er war nie ein Kind gewesen, denn Kinder entstehen nicht voll entwickelt an einem Tatort. »Wir wollen dich doch nur beschützen. Leo war von Anfang an bei den Einsätzen dabei. Aber das macht ihn zur *Zielscheibe*. Und je mehr Boden wir in der Stadt gutmachen, desto brutaler werden Harkers Männer versuchen, unsere Schwächen auszunutzen und uns unserer Stärke zu berauben.«

»Und was bin ich?«, wollte August wissen, während er einen Schritt zurücktrat. »Eure Schwäche oder eure Stärke?«

Emilys warme braune Augen wurden groß und ausdruckslos, als sie das Wort herausstieß: »Beides.«

Er hätte nicht fragen sollen, aber die Wahrheit schmerzte trotzdem.

»Warum hast du deine Meinung geändert?«, fragte Henry, während er sich die Augen rieb. »Eigentlich willst du doch gar nicht kämpfen.«

Er hatte recht, August wollte *nicht* kämpfen – nicht mitten in der Nacht auf der Straße und nicht hier mit seiner Familie –, aber er

hatte das Gefühl, dass seine Knochen vibrierten, als gäbe es da etwas, das aus ihm herauswollte, eine Melodie in seinem Kopf, die immer lauter wurde. »Nein«, erwiderte er. »Aber ich will *helfen*.«

»Das tust du doch schon«, beharrte Henry. »Das Einsatzkommando kann nur die Symptome bekämpfen. Du, Ilsa und Leo, ihr bekämpft die Krankheit. So funktioniert es.«

Aber es funktioniert eben nicht!, wollte August brüllen. Der Waffenstillstand in V-City hatte nur sechs Jahre gehalten – Harker auf der einen Seite, Flynn auf der anderen – und bröckelte bereits. Jeder wusste, dass er nicht andauern würde. Jede Nacht kroch mehr Tod über den Übergang. Es gab zu viele Monster und nicht genügend gute Männer.

»Bitte«, sagte er. »Ich kann mehr tun, wenn ihr es mir erlaubt.«

»August ...«, fing Henry an.

Er hob abwehrend die Hand. »Versprich mir einfach, dass du darüber nachdenken wirst.« Dann lief er aus der Küche, bevor seine Eltern gezwungen waren, ihm die Wahrheit zu sagen.

In Augusts Zimmer existierten Ordnung und Unordnung einträchtig nebeneinander, als eine Art gebändigtes Chaos. Der Raum war klein und fensterlos und so eng, dass er Platzangst ausgelöst hätte, wenn er nicht so vertraut gewesen wäre. Die Regale quollen über von Büchern, die inzwischen auch als gefährlich schiefe Stapel auf und neben seinem Bett verteilt waren. Einige davon lagen aufgeschlagen und mit den Seiten nach unten auf dem Laken. Manche Leute bevorzugten ein bestimmtes Genre oder Thema; August las alles, solange es keine Belletristik war – er wollte alles darüber er-

fahren, wie die Welt war, gewesen war, sein könnte. Als jemand, der ganz plötzlich entstanden war, wie das Ende eines Zaubertricks, fürchtete er die unsichere Art seiner Existenz und hatte Angst, dass er von einem Moment zum anderen wieder aufhörte zu sein.

Die Bücher waren nach Themen geordnet: *Astronomie, Religion, Geschichte, Philosophie*.

Er wurde zu Hause unterrichtet, was im Grunde bedeutete, dass er sich *selbst* unterrichtete. Manchmal versuchte Ilsa zu helfen, wenn ihr Verstand gerade in Spalten arbeitete anstatt in Knoten, aber sein Bruder, Leo, hatte keine Geduld für Bücher und Henry und Emily waren zu beschäftigt. Daher war August die meiste Zeit sich selbst überlassen. Und die meiste Zeit war das auch ganz in Ordnung. Oder besser gesagt, es *war* ganz in Ordnung gewesen. Er war sich nicht sicher, wann genau aus der *Isolierung Isolation* geworden war, er wusste nur, dass es passiert war.

Der einzige andere Gegenstand in seinem Zimmer außer den Möbeln und Büchern war eine Geige. Sie lag in einem offenen Kasten, der auf zwei Bücherstapeln balancierte, doch August widerstand dem Drang, sie in die Hand zu nehmen und zu spielen. Stattdessen ging er zum Bett, schob ein Buch von Platon zur Seite und ließ sich auf das zerwühlte Laken fallen.

Es war stickig im Zimmer und er schob die Ärmel seines Hemds nach oben, wobei er die vielen Hundert schwarzen Striche enthüllte, die an seinem linken Handgelenk begannen und sich an seinem Arm entlang nach oben zogen, über den Ellbogen und die Schulter, an Schlüsselbein und Rippen entlang.

An diesem Abend waren es vierhundertzwölf.

August schob sich die dunklen Haare aus der Stirn und hörte Henry und Emily Flynn, die immer noch in der Küche standen,

dabei zu, wie sie sich leise miteinander unterhielten, über ihn, die Stadt und den Waffenstillstand.

Was würde geschehen, wenn er tatsächlich gebrochen wurde? Wenn. Leo sagte immer *wenn*.

August war noch nicht am Leben gewesen, als die Territorialkriege als Folge des Phänomens ausgebrochen waren; er hatte nur die Geschichten über das Blutvergießen gehört. Doch er konnte die Angst in Henrys Augen sehen, wenn das Thema zur Sprache kam, was inzwischen immer häufiger passierte. Leo schien sich keine Sorgen zu machen. Er behauptete, dass Henry den Territorialkrieg gewonnen hätte, dass sie den Waffenstillstand zustande gebracht hätten, dass sie es wieder tun könnten.

»Wenn es so weit kommt«, sagte Leo immer, »sind wir bereit.«

»Nein«, antwortete Flynn dann mit düsterem Gesicht, »dafür ist niemand bereit.«

Irgendwann verstummten die Stimmen in der Küche und August war mit seinen Gedanken allein. Er schloss die Augen, suchte Ruhe, doch kaum hatte die Stille eingesetzt, wurde sie auch schon gebrochen. Das Tackern von Schüssen in der Ferne hallte in seinem Schädel wider, wie immer. Das Geräusch störte jeden friedlichen Moment.

Es begann mit einem Knall.

Er rollte sich herum, holte seinen Musik-Player unter dem Kissen hervor, steckte sich die Kopfhörer in die Ohren und drückte die Abspieltaste. Klassische Musik erklang, laut und klar und wunderschön. Er versank in der Melodie, während Zahlen durch seinen Kopf wanderten.

Zwölf. Sechs. Vier.

Zwölf Jahre seit dem Phänomen, als die Gewalt angefangen hatte, Form anzunehmen und V-City zerfallen war.

Sechs Jahre seit dem Waffenstillstand, der sie wieder geeint hatte, doch nicht als eine Stadt, sondern als zwei.

Und vier seit dem Tag, an dem er in der Cafeteria einer Schule aufgewacht war, die gerade mit Polizeiabsperrband gesichert wurde.

»Oh Gott«, hatte eine Frau gesagt und ihn am Ellbogen berührt. »Wo kommst du denn her?« Und dann jemand anderem zugerufen: »Ich habe einen Jungen gefunden!« Sie hatte sich hingekniet und ihm ins Gesicht geschaut, und er hatte gewusst, dass sie versuchte, ihm die Sicht auf etwas zu versperren. Etwas Schreckliches. »Wie heißt du denn?«

August hatte sie verständnislos angestarrt.

»Er hat bestimmt einen Schock«, hatte ein Mann gesagt.

»Bringt ihn von hier weg«, hatte ein anderer gerufen.

Die Frau hatte seine Hände genommen und gesagt: »Mach die Augen zu.« Und in dem Moment hatte er einen Blick über ihre Schulter geworfen. Und die schwarzen Planen gesehen, die wie Striche auf dem Boden aufgereiht waren.

In Augusts Ohren endete die erste Symphonie und einen Moment später begann die zweite. Er konnte jeden Akkord, jede einzelne Note heraushören, doch wenn er sich konzentrierte, vernahm er immer noch das Murmeln seines Vaters, die Schritte seiner Mutter. Und deshalb bekam er auch mit, dass Henrys Mobiltelefon dreimal klingelte. Bekam mit, wie sein Vater das Gespräch annahm, was er sagte, als seine Stimme leiser wurde und beunruhigt klang.

»Wann? Bist du sicher? Wann wurde sie angemeldet? Nein, nein, ich bin froh, dass du es mir gesagt hast. Okay. Ja, ich weiß. Ich kümmere mich darum.«

Der Anruf war zu Ende und Henry schwieg eine Weile, bevor er wieder etwas sagte, dieses Mal zu Leo. August hatte alles gehört, nur nicht, dass sein Bruder zurückgekommen war. Sie redeten über *ihn*.

Er setzte sich auf und zog die Kopfhörer aus seinen Ohren.

»Gib ihm, was er will«, sagte Leo mit seiner leisen, gleichmäßigen Stimme. »Du behandelst ihn wie ein Haustier und nicht wie einen Sohn, aber er ist keins von beiden. Wir sind Soldaten, Henry. Wir sind das heilige Feuer ...« August verdrehte die Augen. Er freute sich über das Vertrauensvotum seines Bruders, aber auf das Pathos konnte er verzichten. »Und du nimmst ihm die Luft zum Atmen.«

August war der gleichen Meinung wie er.

Emily beteiligte sich am Gespräch. »Wir versuchen doch nur ...«

»Ihn zu beschützen?«, unterbrach Leo sie missbilligend. »Wenn der Waffenstillstand zerbricht, wird er hier im Hauptquartier nicht mehr sicher sein.«

»Wir werden ihn nicht hinter die feindlichen Linien schicken.«

»Du hast eine Gelegenheit bekommen. Ich schlage lediglich vor, dass du sie nutzt ...«

»Das Risiko ...«

»Ist nicht sehr groß, solange er vorsichtig ist. Und der Vorteil ...«

August hatte es satt, dass über ihn gesprochen wurde, als wäre er gar nicht da, als könnte er nicht *hören*. Er stand auf, wobei er einen Turm aus Büchern heftig zum Schwanken brachte. Doch er kam zu spät – als er die Tür öffnete, war das Gespräch bereits vorbei. Leo war schon wieder weg, aber sein Vater stand vor ihm und hatte den Arm gehoben, als wollte er gerade klopfen.

»Was ist hier los?«, fragte August.

Henry versuchte erst gar nicht, die Wahrheit zu verschweigen. »Du hattest recht«, sagte er. »Du verdienst die Chance zu helfen. Und ich glaube, wir haben eine Möglichkeit gefunden.«

August begann zu lächeln.

»Egal, was es ist«, erwiderte er. »Ich bin dabei.«

1. STROPHE

MONSTER, ICH BIN SO FREI.

So hatte August sich das *nicht* vorgestellt.

Sein Schulrucksack lag geöffnet auf dem Bett und quoll über von Büchern und Schreibheften – und die Uniform war viel zu eng. Emily behauptete, das liege am Schnitt, doch August hatte das Gefühl, als würden Hemd und Hose versuchen, ihn zu ersticken. Die Anzüge des FEK waren aus einem elastischen Material und gaben nach, wenn man sich bewegte, doch die Uniform der Colton Academy fühlte sich steif und einengend an. Die Hemdsärmel reichten ihm nur knapp bis zum Handgelenk, und *jedes Mal* wenn er den Ellbogen beugte, wurde der erste der schwarzen Striche auf seinem Unterarm – inzwischen waren es vierhundertachtzehn – sichtbar. August stöhnte und zupfte an dem Stoff. Dann fuhr er mit einem Kamm durch seine Haare, was seine schwarzen Locken jedoch nicht davon abhielt, ihm in die hellen Augen zu fallen. Aber jetzt konnte er wenigstens behaupten, es versucht zu haben.

August richtete sich auf und sah sich im Spiegel an, doch sein Gesicht war so völlig ohne Ausdruck, dass ihm schauderte. Bei

Leo konnte man die unbewegten Gesichtszüge als Selbstsicherheit interpretieren. Bei Ilsa hatte man den Eindruck von Ruhe und Gelassenheit. Doch August sah einfach nur so aus, als hätte er sich *verirrt*. Er hatte Henry und Emily beobachtet und alle anderen, mit denen er zu tun hatte, angefangen bei den Kadetten des FEK bis hin zu den Sündern, hatte versucht, sich einzuprägen, wie ihr Gesicht sich veränderte, wenn sie aufgeregt, wütend oder schuldbewusst waren. Er verbrachte *Stunden* vor dem Spiegel und versuchte, die verschiedenen Nuancen zu beherrschen und die Gesichter nachzuahmen, während Leo ihn mit einem starren Blick aus seinen ausdruckslosen dunklen Augen beobachtete.

»Du verschwendest deine Zeit«, sagte sein Bruder immer.

Doch Leo hatte sich geirrt. Jetzt zahlte es sich aus, dass August so ausdauernd gewesen war. Er blinzelte – noch ein natürlicher Vorgang, der sich für ihn unnatürlich und gekünstelt anfühlte –, schaffte es, eine winzige, nachdenkliche Falte zwischen seinen Brauen entstehen zu lassen, und sagte den Text auf, den er geübt hatte.

»Ich heiße ... Freddie Gallagher.« Vor dem *F* zögerte er kurz und die Worte kamen ihm nur widerwillig über die Lippen. Es war keine Lüge, nicht wirklich – es war ein geliehener Name, so wie *August*. Er hatte keinen eigenen. Henry hatte sich für den Namen August entschieden und jetzt entschied sich August für den Namen Freddie, und sie gehörten beide zu ihm, und doch wieder nicht. Das sagte er sich immer wieder, so lange, bis er es glaubte, denn Wahrheit war nicht das Gleiche wie Tatsachen. Wahrheit war etwas Persönliches. Er schluckte und versuchte es mit der zweiten Zeile, der Zeile, die nur für ihn gedacht war. »Ich bin kein ...«

Seine Stimme versagte. Die Worte blieben ihm in der Kehle stecken.

Ich bin kein Monster, wollte er sagen, doch er konnte es nicht. Er hatte keine Möglichkeit gefunden, es wahr werden zu lassen.

»Du siehst gut aus«, hörte er eine Stimme von der Tür.

Augusts Blick im Spiegel wanderte ein Stück höher und er bemerkte seine Schwester, Ilsa, die am Türrahmen lehnte und den Anflug eines Lächelns im Gesicht trug. Sie war älter als August, sah aber aus wie eine Puppe, mit langen erdbeerblonden Haaren, die wie immer zu einem unordentlichen Knoten zusammengefasst waren, und großen blauen Augen, die fiebernd wirkten, als hätte sie nicht geschlafen (sie schlief auch so gut wie nie).

»Gut«, sagte sie, während sie sich vom Türrahmen abstieß, »aber nicht glücklich.« Ilsa betrat das Zimmer; ihre bloßen Füße umschifften mühelos die Bücherstapel, obwohl sie kein einziges Mal zu Boden sah. »Du solltest glücklich sein, kleiner Bruder. Das hast du doch gewollt, oder nicht?«

Hatte er das gewollt? August hatte sich immer im Kampfanzug des FEK gesehen und sich vorgestellt, wie er den Übergang bewachte und South City beschützte. So wie Leo. Er hatte gehört, wie die Truppe über seinen Bruder redete, als wäre er ein Gott, der die Finsternis fernhielt, allein durch die Kraft der Musik in seinem Kopf. Leo wurde gefürchtet. Und verehrt. August rückte den Kragen seines Hemds zurecht, was dazu führte, dass die Ärmel *schon wieder* nach oben rutschten. Er zog sie nach unten, als Ilsa ihre Arme um seine Schultern legte. Er erstarrte. Leo lehnte Körperkontakt ab und August wusste nicht so recht, was er davon halten sollte – Berührung war zu oft gleichbedeutend mit Besitzergreifung –, doch Ilsa war schon immer so gewesen und hatte keine Hemmungen, jemanden anzufassen. Er hob die Hand und legte sie auf ihren Arm.

Seine Haut war mit kurzen schwarzen Strichen gezeichnet, ihre dagegen mit Sternen. So viele wie am Himmel. Jedenfalls glaubte er das. August hatte nie mehr als eine Handvoll richtiger Sterne gesehen, in den Nächten, in denen der Strom ausgefallen war. Aber er hatte gehört, dass es Stellen gab, die von den Lichtern der Stadt nicht erhellt wurden, Stellen, an denen so viele Sterne funkelten, dass man selbst in einer mondlosen Nacht noch etwas erkennen konnte.

»Du träumst«, sagte Ilsa mit ihrer melodischen Stimme. Sie legte ihr Kinn an seine Schulter und kniff die Augen zusammen. »Was ist das da in deinen Augen?«

»Was meinst du?«

»Der Fleck da. Genau da. Ist das Angst?«

Ihre Blicke trafen sich im Spiegel. »Vielleicht«, gab er zu. Er war noch nie in einer Schule gewesen, nicht seit dem Tag, an dem er entstanden war, und seine Nerven lagen blank. Aber da war noch etwas anderes, ein sonderbares Gefühl der Aufregung angesichts der Vorstellung, dass er so tun konnte, als wäre er normal. Doch jeder Versuch, dieses Gefühl zu analysieren, ließ ihn nur noch ratloser zurück.

»Sie lassen dich frei«, sagte Ilsa. Sie drehte ihn zu sich herum und beugte sich so weit vor, dass ihr Gesicht nur wenige Zentimeter von seinem entfernt war. Pfefferminz. Sie roch immer nach Pfefferminz. »Sei glücklich, kleiner Bruder.« Doch dann verschwand die Freude aus ihrer Stimme und ihre blauen Augen wurden dunkler; sie wechselten die Farbe von Mittagsblau zu Dämmerdunkel, ohne ein Blinzeln dazwischen. »Und sei vorsichtig.«

August schaffte es, den Anflug eines Lächelns für sie aufzusetzen. »Ich bin immer vorsichtig, Ilsa.«

Aber sie schien ihn gar nicht zu hören. Sie schüttelte den Kopf, eine langsame Bewegung von links nach rechts und wieder zurück, die nicht aufhörte. Ilsa konnte von einem Moment zum anderen in ihren Gedanken versinken, manchmal nur für ein paar Momente, manchmal für ein paar Tage.

»Schon gut«, sagte er leise, um sie zurückzubringen.

»Die Stadt ist so groß«, stieß Ilsa hervor. Ihre Stimme klang angespannt. »Sie ist voller Löcher. Fall nicht hinein.«

Ilsa hatte das Hauptquartier der Flynns seit sechs Jahren nicht mehr verlassen. Seit dem Tag des Waffenstillstands. August kannte keine Einzelheiten, jedenfalls nicht alle, doch er wusste, dass seine Schwester keinen Fuß vor die Tür setzen würde, egal, was passierte.

»Ich werde aufpassen, wo ich hintrete«, erwiderte er.

Ihre Finger krallten sich in seine Arme. Plötzlich wurden ihre Augen heller und sie war wieder da. »Aber natürlich«, meinte sie fröhlich.

Sie küsste ihn auf den Scheitel, dann duckte er sich, tauchte unter ihren Armen hindurch und ging zu seinem Bett, wo der Geigenkasten lag. Er war offen, das Instrument wartete auf ihn. August hatte solche Lust zu spielen – das Verlangen danach fühlte sich an wie ein großes Loch in seiner Brust, wie Hunger –, aber er strich nur mit den Fingern über das Holz und klappte den Deckel zu.

Er warf einen Blick auf die Uhr, als er im Dunkeln durch die Wohnung ging. 6:15 Uhr. Selbst hier, zwanzig Stockwerke über dem Erdboden, ganz oben im Hauptquartier der Flynns, wurde das erste Morgenlicht von den unzähligen Gebäuden im Osten verdeckt.

In der Küche fand er ein Essenspaket in einem schwarzen Beutel, an den eine Nachricht geheftet war:

Viel Glück für deinen ersten Tag.

Ich hoffe, du hast nichts dagegen, dass ich abgebissen habe.

Em

Als August den Beutel öffnete, stellte er fest, dass der gesamte Inhalt, angefangen beim Sandwich bis hin zum Müsliriegel, bereits halb aufgegessen war. Es war eine sehr liebevolle Geste. Emily hatte ihm nicht nur sein Mittagessen gepackt. Sie hatte ihm eine Ausrede mit eingepackt. Wenn jemand fragte, konnte er sagen, dass er bereits gegessen habe.

Lediglich ein grüner Apfel ganz unten im Beutel war nicht abgebissen.

Als er den Beutel in seinen Rucksack steckte, ging das Licht in der Küche an. Henry kam herein, eine Tasse Kaffee in der Hand. Er sah immer noch müde aus. Er sah *immer* müde aus.

»August«, sagte er mit einem Gähnen.

»Dad. Du bist aber früh auf.«

Henry war nachts wach. *Die Monster jagen nachts, also müssen wir es auch*, sagte er stets, aber in letzter Zeit waren seine Nächte immer länger geworden. August versuchte sich vorzustellen, wie er gewesen sein mochte, damals, in der Zeit vor dem Phänomen – bevor die Gewalt den Corsai, den Malchai und den Sunai Platz gemacht hatte, bevor Anarchie ausgebrochen war, bevor es geschlossene Grenzen, Machtkämpfe, Chaos gegeben hatte. Bevor Henry seine Eltern, seine Brüder, seine erste Frau verloren hatte. Bevor er *der* Flynn geworden war, auf den die Stadt vertraute, der einzige Flynn, den sie hatte. Der Gründer des Einsatzkommandos und der einzige Mann, der bereit gewesen war, sich einem als ehrbarer Bürger getarnten Kriminellen entgegenzustellen und zu *kämpfen*.

August hatte Fotos gesehen, doch der Mann darauf hatte leuch-

tende Augen und ein warmes Lächeln gehabt. Er sah aus, als gehörte er in eine andere Welt. In ein anderes Leben.

»Dein großer Tag.« Henry gähnte wieder. »Ich wollte mich von dir verabschieden.«

Es war die Wahrheit, aber nicht die ganze Wahrheit. »Du machst dir Sorgen«, stellte August fest.

»Natürlich mache ich mir Sorgen.« Henrys Finger hielten die Kaffeetasse umklammert. »Müssen wir die Regeln noch mal durchgehen?«

»Nein«, erwiderte August, doch Henry redete trotzdem weiter.

»Du gehst auf direktem Weg zur Schule. Du kommst auf direktem Weg wieder nach Hause. Wenn die Route blockiert ist, rufst du an. Wenn die Sicherheitsvorkehrungen zu streng sind, rufst du an. Wenn es Ärger gibt, selbst beim kleinsten Anzeichen davon, selbst wenn du nur ein schlechtes *Gefühl* hast, August ...«

»... rufe ich an.«

Henry runzelte die Stirn und August richtete sich auf. »Es wird schon gut gehen.« Sie waren den Plan in der letzten Woche x-mal durchgegangen, hatten sichergestellt, dass alles in Ordnung war. August warf einen Blick auf seine Uhr. Wieder wurden die Striche auf seinem Unterarm sichtbar. Wieder zog er den Hemdsärmel nach unten. Er wusste nicht, warum er sich überhaupt die Mühe machte. »Ich gehe jetzt besser.«

Henry nickte. »Ich weiß, es ist nicht gerade das, was du gewollt hast, und ich hoffe, es ist unnötig, aber ...«

Jetzt runzelte August die Stirn. »Glaubst du wirklich, dass der Waffenstillstand gebrochen wird?« Er versuchte sich vorzustellen, wie V-City früher einmal gewesen war, zwei Hälften, die Krieg führten, und ein Zentrum, in dem Blutvergießen die Normalität

war. Harker in North City. Flynn in South City. Die Menschen, die für ihre Sicherheit zahlen wollten, gegen die Menschen, die bereit waren, dafür zu kämpfen. Dafür zu sterben.

Henry rieb sich die Augen. »Ich hoffe, er hält«, meinte er, »um unser aller willen.« Es war ein Ablenkungsmanöver, aber August sagte nichts weiter dazu.

»Ruh dich ein bisschen aus, Dad.«

Henry lächelte grimmig und schüttelte den Kopf. »Die Bösen haben keine Ruhe verdient«, sagte er und August wusste, dass er damit nicht sich selbst meinte.

August ging auf die Fahrstühle zu, doch dort stand bereits jemand. Das Licht der geöffneten Türen machte aus der Gestalt eine Silhouette.

»Hallo, kleiner Bruder.«

Die Stimme war tief und weich, fast hypnotisierend, und eine Sekunde später bewegte sich der Schatten und trat einen Schritt vor, sodass ein Mann daraus wurde, mit breiten Schultern und einem durchtrainierten Körper, der lediglich aus Muskeln und langen Knochen bestand. Der Kampfanzug des Einsatzkommandos saß wie angegossen und unter den aufgerollten Ärmeln waren kleine schwarze Kreuze zu sehen, die beide Unterarme bedeckten. Oberhalb eines kantigen Kinns fielen helle Haare in Augen, die so schwarz waren wie die Nacht. Die einzige Unvollkommenheit an ihm war eine kleine Narbe, die sich durch seine linke Augenbraue zog – ein Überbleibsel aus seinen ersten Jahren beim Einsatzkommando. Doch auch mit diesem Makel sah Leo Flynn eher aus wie ein Gott und nicht wie ein Monster.

August drückte unwillkürlich den Rücken durch und versuchte, die Haltung seines Bruders nachzuahmen, bevor ihm auffiel, dass

so etwas nicht zu einem Schüler passte. Er ließ die Schultern wieder hängen, dieses Mal allerdings zu sehr, und dann konnte er sich nicht mehr daran erinnern, wie normal aussah. Die ganze Zeit über lag der Blick aus Leos schwarzen Augen auf ihm, die kein einziges Mal blinzelten. Obwohl er aus Fleisch und Blut war, ging er nicht ganz als menschlich durch.

»Der junge Sunai, auf dem Weg in die Schule.« Seine Stimme ging am Ende des Satzes nicht nach oben, es war keine Frage.

»Lass mich raten«, sagte August, der ein schiefes Grinsen zustande brachte. »Du wolltest dich auch von mir verabschieden? Mir viel Spaß wünschen?«

Leo legte den Kopf schief. Sarkasmus hatte ihm noch nie gelegen – eigentlich konnte keiner von ihnen damit umgehen –, aber August hatte sich ein bisschen was von den Jungs im Einsatzkommando abgeschaut.

»Ob du Spaß hast oder nicht, ist mir egal«, erwiderte Leo. »Aber es ist mir nicht egal, ob du dich konzentrierst oder nicht. Du bist noch nicht mal zur Tür hinaus, August, und schon hast du etwas vergessen.«

Er warf einen kleinen Gegenstand durch die Luft. August fing ihn auf und zuckte zusammen, als sich seine Finger darum schlossen. Es war ein Medaillon aus North City, mit einem großen V auf der einen Seite und einer Reihe von Zahlen auf der anderen. Da es aus Metall bestand, spürte er ein unangenehmes Prickeln auf der Haut. Reines Metall vertrieb Monster: Corsai und Malchai konnten es nicht anfassen; Sunai mochten es einfach nicht besonders (sämtliche Uniformen des FEK waren damit beschichtet, lediglich seine und Leos bestanden aus einem Stoff mit einer Metalllegierung).

»Muss ich das wirklich tragen?«, fragte er. Beim Kontakt damit wurde ihm jetzt schon schlecht.

»Wenn du als einer von ihnen durchgehen willst – ja«, sagte Leo lediglich. »Wenn du dich erwischen und abschlachten lassen willst, kannst du es auch gern hierlassen.«

August schluckte und hängte sich das Medaillon um. »Es ist eine gute Fälschung«, fuhr sein Bruder fort. »Einem Menschen würde bei einem flüchtigen Blick darauf nichts auffallen, aber lass dich nach Einbruch der Dunkelheit nicht am Übergang erwischen. Ich würde nicht ausprobieren wollen, ob es auch gegen eines von Harkers Monstern wirkt.«

Es war natürlich nicht das Metall allein, das die Monster im Zaum hielt. Es war Harkers Siegel. Sein Gesetz.

August rückte das Medaillon auf seinem Hemd zurecht und zog den Reißverschluss seiner Jacke zu, die zur Uniform des FEK gehörte. Doch als er den Fahrstuhl betreten wollte, stellte sich ihm Leo in den Weg. »Hast du in letzter Zeit gegessen?«

Er schluckte, doch die Worte steckten bereits in seiner Kehle. Zwischen der Unfähigkeit zu lügen und dem *Zwang*, die Wahrheit zu sagen, gab es einen Unterschied, aber einfach zu schweigen war ein Luxus, den er nicht hatte, wenn es um seinen Bruder ging. Wenn ein Sunai eine Frage stellte, wollte er eine Antwort. »Ich habe keinen Hunger.«

»August«, tadelte Leo. »Du hast immer Hunger.«

Er zuckte zusammen. »Ich werde später essen.«

Leo antwortete nicht. Er beobachtete ihn nur aus zusammengekniffenen schwarzen Augen, und bevor er noch etwas sagen konnte – oder *August* dazu zwingen konnte, noch etwas zu sagen –, drängte August sich an ihm vorbei. Zumindest versuchte er es. Er war schon

halb im Fahrstuhl, als Leos Hand nach vorn schoss und sich über seine legte. Die Hand, mit der er die Geige festhielt.

»Dann brauchst du die auch nicht.«

August erstarrte. Vier Jahre lang hatte er das Hauptquartier nie ohne sein Instrument verlassen. Bei dem Gedanken daran wurde ihm schwindlig.

»Und wenn etwas passiert?«, fragte er, während Panik in ihm aufstieg.

Leo sah tatsächlich leicht amüsiert aus. »Dann wirst du dir wohl die Hände schmutzig machen müssen.« Und damit nahm er August den Geigenkasten ab und schob seinen Bruder in den Fahrstuhl. August stolperte, dann drehte er sich um. Seine Hände prickelten, als ihm bewusst wurde, dass das Instrument nicht mehr da war.

»Auf Wiedersehen, kleiner Bruder«, sagte Leo, als er den Knopf für die Lobby drückte.

»Und viel Spaß in der Schule«, fügte er hinzu, als die Türen sich schlossen.

August steckte die Hände in die Taschen, als der Fahrstuhl zwanzig Stockwerke nach unten schoss. Das Hauptquartier der Flynns bestand aus einem Hochhaus und der Einsatzzentrale des Kommandos. Sämtliche Bauten waren wie eine Festung gesichert. Ein Ungetüm aus Beton, Stahl, Stacheldraht und Plexiglas, mit unzähligen Baracken, in denen die Mitglieder des FEK untergebracht waren. Die meisten der sechzigtausend Männer und Frauen lebten in anderen Kasernen, die überall in der Stadt verteilt waren, doch die fast tausend, die in der Zentrale stationiert waren, dienten vor allem als Tarnung. Je weniger Menschen in dem Gebäude ein und aus gingen, desto mehr fiel ein Einzelner auf. Da Harker versuchte, die drei Sunai Flynns – dessen Geheimwaffen – aufzuspüren, konnte

man getrost davon ausgehen, dass er die Gesichter sämtlicher Bewohner kannte. Für Leo stellte das kein großes Problem dar, schließlich war *er* das Gesicht des Einsatzkommandos, und auch Ilsa war weniger davon betroffen, da sie das Hauptquartier nie verließ. Doch Henry war fest entschlossen, Augusts Identität geheim zu halten.

Da nachts Ausgangssperre herrschte und die Tage früh angingen, wimmelte es im Erdgeschoss bereits von Leuten. August mischte sich unter die Menschen, als wäre er einer von ihnen. Er ging mit ihnen zusammen durch die Lobby aus Beton, passierte die bewachten Türen und trat hinaus auf die Straße. Der Morgen empfing ihn, hell und warm und nur getrübt durch die Scheibe aus Metall, die ihm auf der Haut brannte, und das Fehlen seiner Geige.

Sonnenlicht drang zwischen den Gebäuden hindurch. August holte tief Luft und warf einen Blick zurück auf das Hauptquartier der Flynns, das hinter ihm aufragte. Vier Jahre lang hatte er das Gebäude nur selten verlassen, und wenn, dann fast immer nur nachts. Jetzt stand er hier. Draußen. Allein. Bei der letzten Zählung hatte es vierundzwanzig Millionen Menschen in der Megastadt gegeben und er war nur einer davon, nur eines von vielen Gesichtern im morgendlichen Berufsverkehr. Für einen unendlich langen, verwirrenden Moment hatte August das Gefühl, an einem Abgrund zu stehen, am Ende der einen Welt und dem Anfang einer anderen, Gewimmer und ein Knall.

Seine Uhr piepste. Er wurde aus seinen Gedanken gerissen und lief los.